L. eleg. g.
358
-2-

L. eleg. g. 358 t/2

Sch. W. deutsch. p. 561.

<36630265240018

<36630265240018

Bayer. Staatsbibliothek

Andreas Heinrich Schott's

Theorie der schönen Wissenschaften.

Fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exors ipsa secandi.

HORAT.

Zweiter Theil.

Tübingen,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieser zweite Theil enthält ausführlichere Untersuchungen über die Natur, die Gründe der Verschiedenheit, den Werth und die Beförderungsmittel des Geschmacks, und kann als ein besonderer Theil der Aesthetik angesehen werden.

Das erste Hauptstück handelt von der Natur des Geschmacks, und hat vornehmlich zur Absicht den Unterschied zwischen dem Erkennen und Empfinden des Schönen, zwischen dem gemeinen aesthetischen Gefühl und dem Geschmack im eigentlichen Verstande auseinander zu setzen, welches im gemeinen Leben gewöhnlich mit einander verwechselt wird. Es ist mit dem Geschmack, wie mit der Tugend: beyde lassen sich in Vergnügen auflösen; aber wie Plato bemerkt in das Vergnügen der verständigsten und edelsten Menschen; beyde werden nur wenigen zu Theil, obgleich jeder Mensch ein natürliches Gefühl für das Schöne und Gute hat, und wo nicht tugendhaft doch wenigstens rechtschaffen seyn kann und seyn muß. Philosophische Theorien sind ihrer Natur nach

idealisch, daher sie auch ohne einen gewissen Schwung des Geistes weder gefaßt noch bearbeitet werden können; und der Philosoph muß sich nicht durch den Contrast seiner Theorie mit der wirklichen Welt irre machen lassen: denn auch die wirkliche Welt stellt ihm wiewohl sparsam Werke von ächter Schönheit und Männer von wahrem Geschmacke vor, von denen er seine Begriffe von Schönheit und Geschmack abstrahirt, und die er als Muster auszeichnet. Je strenger aber der wahre Weltweise in der Theorie ist, desto nachsichtiger wird er in der praktischen Beurtheilung seyn; desto weniger denjenigen, den Natur und Erziehung nur auf das gemeine aesthetische Gefühl einschränken, oder der die Werke der Kunst mehr zur Bildung des Herzens als des Geschmacks studirt, geringschätzen. — Die Untersuchungen über die Natur des Geschmacks neigen sich zur Trockenheit, aber lassen sich doch mit Interesse behandeln, und sind auch wahren Künstlern und Kritikern und überhaupt denkenden Menschen immer willkommen; insofern man nur dabey von Erfahrungen und Empfindungen ausgeht, und beständig darauf zurückkommt, sich in der

Speculation nie über den aesthetischen Gesichts-
punkt oder die praktische Anwendung hinaus
verläuft, und Deutlichkeit im Ausdruck und
ungezwungene leichte Ordnung in den Begrif-
fen mit Gründlichkeit verbindet. Man kann
und muß den ersten Unterricht ausgenommen
in Sachen des Geschmacks speculiren, und es
kommt hier ganz allein auf die Art der Specu-
lation an.

Das zweite Hauptstück handelt von den
Gründen der Verschiedenheit des Geschmacks,
und zerfällt in drey Abschnitte, wovon der er-
stere die nächsten Ursachen der Verschiedenheit
des Geschmacks oder vielmehr der Geschmacks-
urtheile entwickelt, und Vorsichtigkeit im Ur-
theilen zu empfehlen die Absicht hat. Im zwei-
ten Abschnitte werden die entferntere innere und
äußere, unmittelbare und mittelbare, physische
und moralische Ursachen der Verschiedenheit
des Geschmacks und der Produkte desselben
bey einzelnen Menschen und bey ganzen Völ-
kern entwickelt; und diese Untersuchungen ha-
ben auf die Erweiterung unserer Begriffe von
Schönheit und Geschmack, auf die Lesung Be-
urtheilung und Nachahmung fremder Geistes-

produkte und auf die ganze Bildung des Geschmacks einen mannigfaltigen vortheilhaften Einfluß. Ich habe mich bey diesen Untersuchungen sehr an das Allgemeine und Wesentliche gehalten, ob ich gleich lange Zeit auf dem Felde der Beobachtung herumgeirrt bin oder mit andern Worten in concreto philosophirt habe: denn das Besondere Zufällige und Ungewöhnliche gehört für den philosophischen Geschichtschreiber und für den praktischen Beobachter, und es fehlt uns noch in manchen Stücken an hinlänglicher Erfahrung. Ferner habe ich unter den Materien eine gewisse Auswahl getroffen; (denn was in moralischer Hinsicht wichtig seyn mag, ist oft in Beziehung auf den Geschmack sehr unerheblich) und mir besonders Mühe gegeben, die einzelnen Materien so zu stellen und auf einander folgen zu lassen, wie eine in die andere eingreift, und alle zusammen ein wechselseitiges Licht auf einander werfen; welches bey solchen Untersuchungen, die so viel eigene Unterscheidungkrafts von Seiten des Lesers erfordern, doppelt nöthig ist. — Der dritte Abschnitt enthält die Lehre von dem natürlichen Unterschiede des Schönen und Häß-

lichen; — eine Untersuchung, die zum Ganzen gehört, und ohne Zweifel hier ihre schicklichste Stelle hat.

Das dritte und lezte Hauptstück handelt von dem Werth und den Beförderungsmitteln des Geschmacks. Einige haben den Werth der schönen Wissenschaften unmäßig erhoben, andere dagegen aus verschiedenen Gründen tief herabgesezt; entweder weil ihnen die Poesie das nicht mehr zu leisten schien, was sie unter andern Umständen in den ältesten Zeiten der Menschheit geleistet hat, oder weil sie keinen Nutzen bey irgend einer Sache anerkennen, den sie nicht mit Händen greifen können, oder weil es sehr natürlich ist, dasjenige gering zu schätzen, wofür man keinen Sinn hat. Es ist im Grunde unnöthig den Werth der schönen Wissenschaften zu übertreiben, aber im Ganzen doch nicht zu tadeln, wenn man sich verlassener Waisen hie und da etwas zu stark, doch mit Manier, annimmt. Plato würde ohne Zweifel in unsern Zeiten einen ganz andern Ton über diese Materie anstimmen: denn zu seiner Zeit standen die schönen Wissenschaften der aufkeimenden Philosophie im Weg; aber

jezo ist der Fall umgekehrt. Was die Untersuchung über die Mittel den Geschmack zu bilden und zu befördern anbelangt, so habe ich hiebey, wie überhaupt in diesem ganzen Theil, vornehmlich auf die schönen Wissenschaften Rücksicht genommen, und mich nur auf diejenigen Mittel eingeschränkt, die man aller Orten ohne besondere Anstalten und beträchtliche Kosten anwenden könnte, wenn man wollte. Man klagt immer so sehr über die Versewuth unsers Zeitalters und über das frühzeitige Lesen schädlicher Romane und anderer Produkte des Aberwitzes; aber warum sucht man nicht diesem Uebel dadurch zu begegnen, daß man den Geschmack junger Leute frühzeitig zu bilden, und ihnen richtige Begriffe von allen den grossen Eigenschaften, welche zu einem Dichter erfordert werden, beyzubringen sucht? Zudem sind diese litterarischen Klagen wirklich etwas einseitig und übertrieben; denn es giebt noch grössere Uebel in allen Wissenschaften und Theilen derselben, als das Versemachen und Romanenlesen ist. — Die Lehre von der Bildung und Beförderung des Geschmacks läßt sich noch ausführlicher und in allgemeinerer Hinsicht ab-

handeln, als ich sie hier abgehandelt habe; allein es war hier nicht der Ort dazu, und man ist ohnehin in den Wissenschaften gewohnt, die schweren Träume den leichtern vorzuziehen.

Es seye mir erlaubt, noch einige allgemeine Bemerkungen über diesen zweiten Theil beyzufügen. Ich habe selbst niemals über diesen zweiten Theil Vorlesungen gehalten, sondern nur manches daraus, was mir für den akademischen Unterricht besonders zweckmäßig zu seyn schien, den Vorlesungen über den ersten Theil an den gehörigen Orten eingeschaltet: denn obgleich die Vernachläßigung des Geschmacks und der Kunst zu reden und die Vielwisserey zu den Hauptgebrechen unserer Erziehungsanstalten gehören, so bescheide ich mich doch gerne nicht gegen den Strom zu schwimmen. Ferner war dieser zweite Theil anfangs nicht zum Druck bestimmt, denn er ist nur ein Auszug aus einem grössern Werke, das ich erst im reifsten Alter herauszugeben gedenke, wenn ich besonders genug Musse werde gehabt haben, um diesem Werke auch von Seiten des Styls denjenigen Grad von Vollkommenheit zu geben, ohne welchen es sonst wenig Eingang finden

würde. Indessen habe ich doch keinen Anstand genommen, einen Auszug aus diesem Werke in dem vorliegenden Theile vorläufig bekannt zu machen, weil dieser zweite Theil als Pendant zu dem ersten immerhin seiner Absicht entspricht, und weil ich mir schmeichle aus dieser Vorerweckung des Nachdenkens meiner Leser beträchtliche Vortheile zu ziehen. — Dieser zweite Theil ist anfangs aus blosser Liebhaberey, (wozu mich frühere Neigung zu den Werken des Geschmacks, Beobachtungen auf Reisen, und eine vieljährige vollkommne philosophische Musse verführten), und dann aus der Begierde die Philosophie näher kennen zu lernen entstanden: denn die Philosophie kann nicht gelehrt werden, und man lernt sie anders nicht kennen, als durch aufmerksames Studium der Original-Schriftsteller derselben und noch mehr durch Anwendung derselben auf neue Gegenstände, insofern man sich nämlich zuvor mit der Natur dieser Gegenstände hinlänglich bekannt gemacht hat. Auch war dieser Theil in seinen Hauptumrissen fertig, ehe ich noch daran dachte, ihn besonders für den Druck zu bearbeiten. Ungeachtet ich dabey kei-

nen Vorarbeiter im Ganzen gehabt habe, und manche Materien von Grund aus durcharbeiten mußte; so glaube ich doch diesen Theil der Vollkommenheit näher gebracht zu haben, als den ersten: denn es ist überhaupt leichter etwas ganz Neues vorzunehmen, als alte Sachen neu zu bearbeiten, die schon durch vielerley Köpfe gegangen sind, und die Lehre vom Schönen hat einen grössern Umfang, als die Lehre vom Geschmack. Alles dieses zusammengenommen mag theils die Kühnheit dieses Unternehmens einigermassen mildern, theils die Ansprüche des Unternehmers auf Nachsicht etwas geltender machen.

Dieser zweite Theil ist endlich in der nämlichen, obgleich oft sehr gedrängten, Manier geschrieben, wie der erste, den ich wider meine Neigung und Bequemlichkeit im Text, in den Noten und selbst in der Vorrede deßwegen weitläufiger bearbeitete, weil es bisher an einem ausführlichern Handbuche der Aesthetik fehlte. Noch merke ich an, daß ich im ersten Theil S. 65. Beyträge zur Geschichte des Lehrbegriffs vom Schönen versprochen habe, worinn ich theils die merkwürdigsten Erklärun-

gen und Formuln des Begriffes vom Schönen durchgehen und mit einander vergleichen, theils auch die vornehmsten Einwürfe dagegen besonders die von Burkes prüfen wollte. Allein ich fand bald, daß mir diese Untersuchungen bey aller Kürze zuviel Raum einnahmen, und zu trocken ausfielen; daher ich die Erfüllung dieses Versprechens auf eine schicklichere Gelegenheit verspare. Zudem ist in dem ersten so wie auch in diesem zweiten Theil so viel über den Begriff vom Schönen gesagt worden, als der Zweck erforderte, und als jeder Künstler einräumen wird, wenn man ihm deutlich erklärt, was man eigentlich unter der sinnlichen Vollkommenheit versteht. Endlich wollte ich auch Herrn Kants Erklärungen über die Aesthetik abwarten, von welchem man allerdings neue Gesichtspunkte und scharfsinnige Bemerkungen über den Zweck, die Form und die bisherige Behandlungsart dieser Wissenschaft sich versprechen darf.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite.

I. Hauptstück. Von der Natur des Geschmackes. Von der Erkenntniß und Empfindung des Schönen überhaupt. Allgemeine Erfordernisse der Erkenntniß des Schönen. Begriff des Geschmacks im weitern, engern und engsten Sinne, und Unterscheidung einiger verwandten Begriffe. Grade, und lezte Quelle des Geschmacks. Rechte des Gefühls und der Vernunft in Beurtheilung des Schönen. Vom Wachsthume und der Abnahme des Geschmacks. Gründe des schlechten Geschmacks. 1—94.

II. Hauptstück. Von den Gründen der Verschiedenheit des Geschmackes.

I. Abschnitt. Von den nächsten Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks.

Einleitung. Beschaffenheit der Kenntnisse und Einsichten. Beschaffenheit der Aufmerksamkeit. Gemüthszustand. Ideenadsociation. Gewohnheit. Neuheit. 95—106.

Seite.

II. Abschnitt. Von den lezten Gründen der Verschiedenheit des Geschmacks.
Allgemeinste Verschiedenheiten des Geschmacks. Classification der mancherley Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks. Einfluß der Geisteskräfte und Einsichten, des Charakters, der Temperamente, der Sprache, des Klima, des Standes der Kultur, der Staatsverfassungen, der Sitten, der Wissenschaften, der öffentlichen Erziehung, der Alter und Geschlechter auf den Geschmack. 106—83.

III. Abschnitt. Allgemeine Schlußbemerkungen.
Von dem natürlichen Unterschiede des Schönen und Häßlichen. 13—94.

III. Hauptstück. Von dem Werth und den Beförderungsmitteln des Geschmacks.

I. Von dem Werth des Geschmacks.

II. Von den Beförderungsmitteln des Geschmacks. Lectüre. Uebung. Grundsätze zur Bildung des Geschmacks in Schulen. Politische Anstalten zur Beförderung des Geschmacks. 194—226.

Theorie
der
schönen Wissenschaften.

Zweyter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Theorie der schönen Wissenschaften.

II. Theil. Lehre vom Geschmack.

I. Hauptstück. Von der Natur des Geschmackes.

I. Von der Erkenntniß und Empfindung des Schönen überhaupt.

§. 1.

Das Wort Geschmack ist ein tropischer Ausdruck, den man von dem gröbern Sinne des Schmeckens um der Aehnlichkeit gewisser Erscheinungen willen auf die Empfindung des Schönen und Häßlichen übergetragen hat, und in eben so verschiedenem theils objectivem theils subjectivem Sinne zu brauchen pflegt.

§. 2.

Man versteht unter dem Worte Geschmack bald die Schönheit oder die Häßlichkeit eines Kunstwerkes überhaupt, bald die besondere Beschaffenheit oder Manier desselben; bald das Angenehme und Zierliche im Gegensatze des Ernsthaften, Lehrreichen und Nüzlichen; bald sehr uneigentlich die Neigung zu einer Sache oder das Wohlgefallen an derselben; bald die wirkliche Empfindung des Schönen und Häßlichen; bald im eigentlichen weitern Sinne das Vermögen — und im engsten Sinne die Fertigkeit das Schöne zu erkennen und zu empfinden.

§. 3.

Die Sprache und der gemeine Menschensinn unterscheiden in schönen Gegenständen die Eigenschaft des Objectes von der angenehmen Wirkung desselben, und legen die Schönheit der Beschaffenheit, nicht der Wirkung des Objectes bey, ungeachtet die Schönheit anfangs blos in ihrer Wirkung empfunden, und die Ursache dieser Wirkung oder das Wesen der Schönheit und der Grund des Wohlgefallens an derselben erst nachher durch Nachdenken erkannt wird.

§. 4.

Ein anderes ist demnach, sich die Beschaffenheit eines schönen Gegenstandes, ein anderes sich die Beziehung desselben auf den selbsteigenen Zustand vorstellen. Jenes heißt **erkennen**, dieses nach dem bestimmtesten philosophischen Sprachgebrauch **empfinden**. Im weitern kunstüblichen Sinne bedeutet aber das Wort Empfinden eben sowohl das sinnliche Denken oder die anschauende Erkenntniß, als das Bewußtseyn des selbsteigenen Zustandes.

§. 5.

Da das Schöne seiner Natur nach gefällt, und die Menschen nicht immer den Grund ihrer Empfindungen zergliedern und sich richtig ausdrücken, so wird das Schöne mit dem Angenehmen, die Ursache mit der Wirkung im gemeinen Leben häufig verwechselt, und die Schönheit gewissen Gegenständen nach bloßer Empfindung ab- und zugesprochen.

§. 6.

Obgleich aber das Schöne nicht immer gefällt oder ein augenblickliches Vergnügen gewährt, so ist und bleibt es dennoch schön, insofern es

die Fähigkeit hat zu gefallen, oder nach Wegräumung aller Hindernisse von Seiten des erkennenden oder empfindenden Subjectes nothwendig gefällt.

§. 7.

Obgleich das Schöne gefällt, so ist doch nicht alles schön, was gefällt. Vieles gefällt, was nicht zur Classe des Schönen gehört, oder nur durch den Schein der Schönheit täuscht, oder wohl gar wirklich häßlich ist, und selbst das wirklich Schöne kann oft nicht um sein selbst willen, sondern aus andern Gründen, gefallen.

§. 8.

Hieraus folgt von selbst, daß das Schöne weder nach dem blossen Eindrucke, noch nach trüglicher Meynung beurtheilt werden darf.

§. 9.

Beides das Erkennen des Schönen und das Empfinden hängt ab von der Natur des erkennenden und empfindenden Subjectes. So verschieden die Erkenntniß des Schönen ist, so verschieden ist auch die Empfindung, das Wohlgefallen, die Theilnehmung, die Rührung.

§. 10.

Selbst bei gleicher Erkenntniß des Schönen kann dennoch die Empfindung ungleich seyn: je nachdem das Verhältniß des Schönen zu dem ganzen Ideen- und Empfindungssystem und dem Gemüthszustand des Einen oder des Andern verschieden ist, je nachdem der Eine blos auf die Beschaffenheit der Sache Acht giebt, und der Andere sie in nähere Verbindung mit sich selbst bringt.

§. 11.

So wie von blosser Empfindung überhaupt nicht auf Schönheit, eben so kann auch von höhern Graden der Empfindung nicht auf höhere Grade der Schönheit und der Güte des Geschmackes geschlossen werden.

§. 12.

Das Schöne erkennen heißt die sinnlich vorgestellte Vollkommenheit oder Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem und zu Einem Zweck wahrnehmen, und folglich besteht das Erkennen des Schönen in einem sinnlichen, obgleich sehr schnellen und oft bewußtlosen, Urtheilen, das die Seele beschäftiget und vergnügt.

§. 13.

Zur vollständigen Erkenntniß des Schönen gehört: 1) daß man die einem Werke zum Grund liegenden Ideen und Empfindungen, 2) die sinnlich vollkommene Darstellung der einzelnen Theile und des Ganzen bemerkt, wodurch ein Werk erst zum Werke des Geschmackes wird.

§. 14.

Einigen gefallen die Werke des Geschmackes nur um einzelner angenehmen Eindrücke auf ihre äussere Sinne, oder um gewisser ihnen interessanten Ideen- und Empfindungen willen, und diese haben folglich keinen Sinn für Schönheit und Kunst, weil sie die schönen Verhältnisse in Gedanken und Ausdruck nicht bemerken. Einige wissen mehr die innere, andere mehr die äussere Schönheiten; einige mehr die Schönheiten des Details, andere zugleich die schöne Anordnung des Ganzen zu bemerken und zu schätzen, und diese haben eine mehr oder minder eingeschränkte, mangelhafte Erkenntniß des Schönen.

§. 15.

Die Erkenntniß des Schönen hat verschiedene von der Beschaffenheit des erkennenden Subjectes

abhängige Grade der Klarheit. Je mehr vorläufige Kenntnisse von der Beschaffenheit des vorgestellten Gegenstandes, je mehr Einsichten in das Wesen der Schönheit und der Kunst, und je grössere Fertigkeit im sinnlichen Denken Jemand besizt, desto klärer und schneller wird er auch die Schönheiten und Fehler in einem Werke des Geschmacks bemerken.

§. 16.

Es kommt hiebey auch noch viel auf den Zeitpunkt, in welchem man ein Werk der Kunst betrachtet, und auf die Summe der Schönheiten desselben an. Die ersten meist schnell vorübergehenden Einwirkungen des Gegenstandes lassen der Seele zu wenig Zeit, um alle Schönheiten und Fehler des Werkes zu bemerken, und Meisterstücke bedürfen überhaupt nach Beschaffenheit ihres Umfanges einer öfter wiederholten Betrachtung und Reflexion, um im Ganzen und in allen einzelnen Theilen richtig gefaßt und beurtheilt zu werden.

§. 17.

Je klärer die Seele die Schönheiten und Fehler eines Werkes erkennt, desto mehr ist sie sich

der Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Werkes, und desto weniger der selbsteigenen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Zustandes bewußt.

§. 18.

Je weniger klar aber die Seele die Schönheiten und Fehler eines Werkes erkennt, desto mehr ragt das Bewußtseyn des Zustandes über das Bewußtseyn der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Werkes hervor.

§. 19.

Je mehr sich die Seele der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Werkes bewußt ist, desto mehr bezieht sich das urtheilende Wohlgefallen oder Mißfallen (die aesthetische Billigung oder Mißbilligung) auf den Werth oder Unwerth des Werkes; je mehr sich hingegen die Seele der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ihres Zustandes bewußt ist, desto mehr bezieht sich das urtheilende Wohlgefallen oder Mißfallen auf das erkannte Verhältniß des Werkes zu dem Zustande.

Schon Crousaz hat in seinem Traité du Beau Chap. II. den wichtigen Unterschied zwischen dem Erkennen und Empfinden des Schönen bemerkt, und mit Beyspielen zu erläutern gesucht. Das Schöne, sagt er, gefällt ent-

weder à l'idée oder au sentiment. Das erstere kann zuweilen ohne das leztere statt finden. Jedoch hat Crousaz diesen Unterschied nicht mit hinlänglicher psychologischer Genauigkeit entwickelt, noch viel weniger in Anwendung auf die Natur des Geschmackes genuzt; denn er war überhaupt mehr Mathematiker als Psycholog. Ueber den Unterschied des Erkennens und Empfindens überhaupt und in Anwendung auf die Moral sind vorzüglich nachzulesen: Herrn Platners philos. Aphorismen II. Theil an verschiedenen Orten.

§. 20.

Die klaren Vorstellungen von der Vollkommenheit oder Unvollkommenhet des Gegenstandes, welche die Empfindung begleiten, können sich zuweilen für einzelne Augenblicke verlieren oder verdunkeln; alsdann wird die Sinnlichkeit verstärkt, und die Empfindung des Schönen gleicht dem Gefühle der gröbern Sinne. Dieser Zustand hängt jedoch hauptsächlich von der Beschaffenheit oder der Willkühr des empfindenden Subjectes ab, und die Hervorbringung dieses Zustandes, besonders durch körperlichen Schmerz, ist nicht Zweck der Kunst.

§. 21.

Es giebt Künstler, die, aus Unvermögen ein durch das Ganze wohlvertheiltes, proportionirtes und der Menschheit anständiges Interesse in ihren

Werken hervorzubringen, durch einzelne unerwartete starke Eindrücke die Unwissenden zu überraschen, zu blenden und zu erschüttern suchen, und dadurch Menschen von gebildetem Geist und Geschmack mißfallen.

§. 22.

Wenn die Klarheit der Erkenntniß des Schönen bis zur Deutlichkeit erhoben, oder das Schöne in seine Bestandtheile aufgelöst wird, so verschwinden Idee und Empfindung des Schönen, und das Schöne selbst kann nach deutlicher Erkenntniß zuweilen ganz anders erscheinen.

§. 23.

Wenn das Schöne so lebhaft vorgestellt, erkannt und empfunden wird, daß alle andere Vorstellungen und Empfindungen verdunkelt werden, so wird die Seele ausser sich gesezt, oder **entzückt**. In diesem Zustande der Erhöhung der erkennenden und empfindenden Kraft wird die Seele durch das höhere Licht, die Menge und den schnellen Lauf der Ideen **erleuchtet**, **erwärmt** und **belebt**, und nach Beschaffenheit des Gegenstandes bald durch die Wichtigkeit und Grösse der Ideen über sich selbst **erhoben**, bald durch ihre nähere

Beziehung auf menschliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit, Glück und Elend entweder ungemein ergözt oder tief gerührt und heftig bewegt, bald durch die Vorhersehung der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ungewöhnlich intereßirt.

§. 24.

Je klärer und richtiger die Erkenntniß des Schönen ist, desto größern Werth hat die Empfindung des Schönen im weitern Sinne (§. 4.).

§. 25.

Die Empfindung des Schönen im weitern Sinne ist überhaupt beym sinnlichen ungebildeten Menschen mehr ein gedankenloses Fühlen, beym denkenden und gebildeten Menschen mehr ein denkendes Empfinden.

§. 26.

Der sinnliche ungebildete Mensch hat theils bey einer eingeschränkten, verworrenen und dunkeln Kenntniß der Dinge keine Begriffe von Schönheit und Kunst, theils bey groben Sinnen ein schwaches Denkvermögen, einen unbändigen herrschenden Hang zur Sinnlichkeit, und ist keiner freywilligen anhaltenden Aufmerksamkeit auf Werke des Geistes fähig.

§. 27.

Daher wirken auch die Reitze der Schönheit und der Kunst mehr auf die Empfindungs- als auf die Vorstellungskraft des sinnlichen ungebildeten Menschen. Er beobachtet wenig und schlecht, fühlt das Schöne mehr leidend als selbstthätig, und beurtheilt es blos nach dem Verhältniß zu seinem Zustande und nach der oberflächlichen Seite, die sich ihm darbietet; liebt die Kunst nur um des sinnlichen Vergnügens und des Zeitvertreibes willen; mißt das Vergnügen mehr nach der Stärke als nach der Dauer desselben ab; ist gefühllos gegen alle Arten von Schönheit, die mehr den Geist als die Sinne rühren, mehr Gedanken als Empfindungen erwecken, und kann nur durch starke Sinnenerschütterungen zur Aufmerksamkeit auf Werke der Kunst gereizt werden.

§. 28.

Je sinnlicher, des geistigen Vergnügens unfähiger der Mensch ist, desto mehr muß die Kunst durch den Körper auf seine Seele wirken, wenn sie ihn rühren und ergözen soll. Daher die Verbindung der Poesie mit Musik und Tanzkunst, und

die grossen Wirkungen derselben bey unkultivirten Völkern, die mehr empfinden als denken.

§. 29.

Selbst unter kultivirten Völkern thun eigentlich nur diejenigen Künste und Arten von Kunstwerken eine merkliche Wirkung auf den grossen Haufen, bey welchen theils starke Erschütterungen der äussern Sinne statt finden, theils das ansteckende Spiel der Mitempfindung eine zahlreiche Versammlung ergreift, und gleichsam elektrisirt. Daher die grossen Wirkungen der Beredsamkeit, der Schauspiele und einer schallenden Musik.

§. 30.

In wiefern in einem Werke der Kunst gewisse dem grossen Haufen faßliche interessante Ideen und Empfindungen mit sinnlicher Stärke ausgedrückt und mit merklicher Einwirkung auf die äussere Sinne begleitet werden, insofern kann ihn die Kunst zuweilen in eine Art von **Paroxysm** versetzen, die von ächter Begeisterung oder Entzückung gänzlich verschieden ist.

§. 31.

Der aesthetische Paroxysm ist ein unwillkührliches blindes ausschweifendes, oft mit unsittli-

chen Gemüthsbewegungen und unanständigen Gemüthsäusserungen verbundenes, Gefühl bey schönen Gegenständen. In diesem Zustande gereizter Sinnlichkeit besteht Erleuchtung und Wärme der Seele mehr in einem verworrenen ausschweifenden Ideengang; Erhebung mehr in gedankenlosem Staunen und trotzigem Kraftgefühl; Ergözung artet in muthwillige Lustigkeit, und Rührung in weibische Weichlichkeit, oder in leidenschaftliche Wuth aus.

§. 32.

Es giebt Künstler, die sich in ihren Werken nach den eingeschränkten irrigen rohen Begriffen, Empfindungen und Neigungen des großen Haufens richten, durch übertriebene unnatürliche Bilder und Dichtungen, überspannte Empfindungen, gewaltsame Mißhandlungen der Sprache und leeren Pomp die Imagination zu verwirren und zu erhitzen, die Leidenschaften in Aufruhr zu bringen, und die Sinne zu erschüttern suchen, und damit die Kunst erniedrigen und verschlechtern.

§. 33.

Ganz anders verhält sich die Empfindung des Schönen beym denkenden gebildeten Menschen,

vornehmlich dem Kenner, der mit reizbaren feinen Sinnen und mit aufgeklärten bestimmten Begriffen von den Eigenschaften und Endzwecken der Schönheit und der Kunst Fertigkeit im sinnlichen Denken verbindet.

§. 34.

Bei diesem geht die Empfindung des Schönen mehr auf die Beschaffenheit als auf die Wirkung des Gegenstandes, und der erste Eindruk ladet ihn gleichsam ein, den Gegenstand näher zu betrachten, und sich länger dabei zu verweilen. Daher bemerkt er die Schönheiten und Fehler eines Werkes vollständig und genau, empfindet das Schöne rein und unverfälscht, und beurtheilt es nach seinem wahren Werthe, und nicht nach dem bloßen Eindruke; liebt die Kunst als ein Mittel zur Erhöhung und Veredlung seines Geistes und Herzens; mißt das sinnliche Vergnügen eben sowohl nach der Menge und Dauer, als nach der Stärke angenehmer Empfindungen ab, und weiß auch in Werken, die ihn weniger interessiren, dennoch die Schönheiten der Darstellung und Anordnung zu schätzen.

§. 35.

Je feiner und geübter die Sinne, und je gebildeter der Geist und das Herz eines Menschen sind, desto mehr wird er von solchen Werken angezogen, die voll bedeutender Schönheit mehr Gedanken als Empfindungen erwecken, folglich die Wißbegierde mehr befriedigen, und den Geist länger und anhaltender beschäftigen; destomehr muß sich der Künstler den Eingang zu seinem Herzen durch seinen Geist eröfnen, im Ausdruk der Empfindungen ein gewisses Maaß beobachten, und Sinne Imagination Verstand und Herz von Anfang bis zum Ende seines Werkes im Einklang erhalten.

§. 36.

Die Entzückung des gebildeten Menschen, vornehmlich des Kenners, unterscheidet sich von der jeweiligen lebhaften Rührung und dem Paroxysm gemeiner Menschen dadurch; daß sie aus einem hellen Anschauen der Vortrefflichkeit des Gegenstandes und aus einer selbstthätigern Aufmerksamkeit entspringt, von Besonnenheit und Selbstmacht geleitet wird, und in einem natürlichen

Verhältniß gegen die in dem Gegenstand vorhandene Kraft steht.

§. 37.

Zwischen dem ganz sinnlichen ungebildeten und dem denkenden gebildeten Menschen steht noch eine zahlreiche Mittelgattung von halbaufgeklärten und halbgebildeten Menschen mitten inne, die aus Mittelmäßigkeit ihrer Kenntnisse Einsichten und Geistesfähigkeiten durch mittelmässige Werke vollkommen befriedigt werden, sich in ihrem Geschmack und in ihren Geschmacksurtheilen nach dem Beyspiele anderer und nach einseitigen Grundsätzen richten, und daher einen veränderlichen oder einseitigen Geschmak haben.

§. 38.

Da nun die Vollkommenheit eines Kunstwerkes weder nach der blossen Empfindung von Lust und Unlust, noch nach trüglicher Meynung, sondern nach Wahrheit und Schönheit beurtheilt werden soll, so besteht auch das wahre Wesen und der eigentliche Werth des Geschmackes weder in blosser Empfindung und dunkeln Gefühlen, noch in trüglicher Meynung, sondern in klarer und richtiger Erkenntniß des Schönen.

S. Plato de Legibus. Lib. II. Ed. Bip. Vol. VIII. p. 89. sq.

II.

Allgemeine Erfordernisse der Erkenntniß des Schönen.

§. 39.

Zur klaren und richtigen Erkenntniß des Schönen in den Werken der Natur und vornehmlich der Kunst wird folgendes erfordert: **Erstens** muß man den vorgestellten Gegenstand oder die geschilderten Dinge wenigstens nach ihren Bestandtheilen kennen; denn die schönen Künste arbeiten überhaupt mehr darauf, schon vorhandene Ideen und Empfindungen zu erwecken, als sie unmittelbar erst mitzutheilen.

§. 40.

Alle schönen Künste haben nach der Beschaffenheit der Zeichen, deren sie sich bedienen, einen bestimmten Wirkungskreis in der Schilderung gewisser Classen von Gegenständen, wornach sie einige Gegenstände mit grosser Genauigkeit und Vollständigkeit darstellen, andere hinge-

gen nur andeuten können. Im ersten Falle können sie unsere Begriffe und Empfindungen berichtigen, erweitern und verstärken, im andern Falle nur unsere Einbildungskraft in Stand setzen, die Bilder weiter auszumalen. Unter allen schönen Künsten wirkt die Poesie vermöge der Natur ihrer Zeichen am meisten auf die wiederhervorbringende Kraft der Seele.

§. 41.

Je besser wir also den vorgestellten Gegenstand oder die geschilderten Dinge kennen, je mehr verwandte Ideen und Empfindungen dadurch in uns erwekt werden, je mehr unsere Einbildungskraft die Bilder näher zu bestimmen und zu ergänzen vermag, desto mehr werden wir beschäftiget, desto mehr sind wir im Stande ein Kunstwerk richtig zu beurtheilen. Je geringer hingegen die Anzahl unserer Ideen und Empfindungen ist, und je schwächer sie unter einander verknüpft sind, desto weniger Kunstwerke können uns gefallen, desto mittelmässiger oder schlechter müssen die Kunstwerke seyn, wenn sie uns gefallen sollen.

§. 42.

Zweytens muß man auf die Wahrheit und

Richtigkeit der Vorstellung oder Schilderung Acht geben, und folglich die vorgestellte oder geschilderte Sache mit den in der Seele vorhandenen Vorbegriffen und Vorbildern vergleichen. Denn Wahrheit und Richtigkeit ist die Grundlage der Schönheit und des Wohlgefallens verständiger Menschen an den Werken der Kunst.

§. 43.

Drittens muß man die Beziehungen und Verhältnisse der Theile geschwind übersehen, unterscheiden und zusammenhalten, oder mit andern Worten die Schönheit der einzelnen Theile und des Ganzen richtig zu bemerken und zu beurtheilen wissen.

S. Plato de Legibus L. II. Ed. Bip. Vol. VIII. pag. 92.

§. 44.

Zur Wahrnehmung der Richtigkeit und Schönheit in den Werken der Natur und der Kunst werden erfordert: 1) reitzbare feine Sinne, um die einzelne Eindrücke rein aufzufassen, genau zu unterscheiden, und lebhaft davon gerührt zu werden; 2) eine thätige lebhafte Einbildungskraft, um theils die Bilder abwesender Gegenstände fer-

tig und genau zu erneuern, oder weiter auszumalen, theils das Unsinnliche sich leicht in sinnlicher Gestalt vorstellen zu können; 3) eine richtige und schnelle Beurtheilungskraft, um die Beziehungen und Verhältnisse der Theile geschwind zu bemerken und zu vergleichen.

§. 45.

Je mehrere und grössere Schönheiten ein Werk der Kunst enthält, desto grössere Geistesvollkommenheiten werden erfordert, um das Ganze vollständig zu fassen und richtig zu beurtheilen.

§. 46.

Zur Wahrnehmung der Richtigkeit und Schönheit in den Werken der Kunst insbesondere werden noch richtige Begriffe von den Endzwecken und Eigenschaften der schönen Künste überhaupt und der verschiedenen Gattungen derselben, von der besondern Wirkungsart der einzelnen Künste, und zuweilen auch von gewissen Suppositionen und hergebrachten Vergleichen in gewissen Werken der Kunst erfordert.

§. 47.

Je aufgeklärtere und bestimmtere Begriffe von dem Wesen der Kunst und je tiefere Einsich-

ten in die Geheimnisse der Kunst Jemand besitzt, desto genauer und vollständiger wird er ein Werk der Kunst beurtheilen können, und desto mehr durch die Schönheiten der Kunst beschäftiget und ergötzt werden. Bey Kunstverständigen entsteht nämlich ein beträchtlicher Theil des Vergnügens an einem Werke der Kunst aus der deutlichen Wahrnehmung der darinn beobachteten Kunstregeln und Kunstgriffe.

§. 48.

Es giebt Werke der Kunst, die nicht sowohl durch innere Kraft als durch kunstvolle Behandlung den Künstler und Kenner ergötzen, und auf Andere, die weniger Kunsterfahrung besitzen, wenig Eindruk machen. Dieß gilt vornehmlich von solchen Künsten, deren mechanischen Theil nur wenige gründlich verstehen, und zum Theil ohne selbsteigene Uebung nicht gründlich verstehen lernen.

§. 49.

In den schönen Wissenschaften ist der mechanische Theil weniger Schwierigkeiten von Seiten des Künstlers und des Kunstliebhabers unterworfen, als die Erfindung; jedoch können auch

hier gewisse Werke nach Beschaffenheit des Stoffes oder der Einkleidung und Ausschmückung einen gewähltern Zirkel gebildeter Leser erfordern.

§. 50.

Zuweilen ist es zur richtigen Beurtheilung eines Werkes der Kunst noch überaus wichtig den Einfluß gewisser besonderer Umstände und Verhältnisse des Künstlers auf sein Werk kennen zu lernen, damit man das Werk aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten, die überwundene Schwierigkeiten und die eigenthümliche Manier des Künstlers gehörig schätzen, und sich vor unverständiger Nachahmung in Acht nehmen kann.

§. 51.

Die Betrachtung des Schönen in den Werken der Natur und der Kunst muß **viertens** mit dem gehörigen Grade der Aufmerksamkeit verbunden seyn, der hinreichend ist, um das Ganze von allen Seiten vollständig zu fassen. Je mehrere und grössere Schönheiten ein Werk der Kunst enthält, desto grösser muß auch die Aufmerksamkeit nach Umfang, Stärke und Dauer seyn.

§. 52.

Die Aufmerksamkeit setzt vornehmlich Freyheit

des Geistes voraus, das heißt, eine ruhige Gemüthsfassung und Befreyung von Vorurtheilen gegen den Künstler und sein Werk, die uns hindern, den Gegenstand in seiner wahren Gestalt zu sehen.

§. 53.

So wird also zur richtigen Erkenntniß des Schönen theils der ungehinderte freye Gebrauch aller Kräfte der Seele, theils hinreichende Kenntniß der Beschaffenheit des vorgestellten oder geschilderten Gegenstandes und der Gesetze der Kunst erfordert.

§. 54.

Die Güte und die Verschiedenheit des Geschmackes hängt demnach theils von natürlichen Anlagen, theils von Erfahrung und Nachdenken ab.

III.

Begriff des Geschmackes im weitern und engern Sinne.

§. 55.

Die Empfindung des Schönen im weitern Sinne ist, wie aus den bisherigen Untersuchungen

erhellt, aus einem innern Gefühle und einem wirklichen Urtheile des Verstandes zusammengesezt. Zur Wahrnehmung der Materie oder des Mannichfaltigen in den Werken der Natur und der Kunst werden Sinne und Einbildungskraft; zur Wahrnehmung der Beziehungen und Verhältnisse des Mannichfaltigen wird Beurtheilungskraft erfordert. Der Geschmack im weitern Sinne oder das Vermögen das Schöne zu erkennen und zu empfinden, ist demnach die sinnliche Beurtheilungskraft auf aesthetische Gegenstände angewandt.

§. 56.

Nach der Verschiedenheit der Gegenstände und ihrer Eigenschaften giebt es verschiedene Arten des Geschmacks. So empfindet z. B. bey sichtbaren Schönheiten der eine besser die Schönheiten des Umrisses, der andere die Schönheiten der Farben, des Lichts und Schattens, der dritte den Ausdruk von moralischen Charakteren und ihren Aeusserungen; der eine urtheilt besser von der Proportion, der andere von der Zweckmässigkeit der Theile; der eine liebt überhaupt mehr das Schöne im engern Sinne, der andere das Rührende, und der dritte das Komische oder

Lächerliche; der eine empfindet endlich besser das Sanfte und Gemässigte, der andere das Starke Große und Erhabene.

§. 57.

So wie das Schöne, so wird auch der Geschmack bald in weiterer bald in engerer Bedeutung genommen. Im weitern Sinne versteht man unter dem Schönen die sinnliche Vollkommenheit überhaupt oder alles, was schon bey undeutlicher Erkenntniß gefällt, und unter dem Geschmack die sinnliche Beurtheilungskraft auf aesthetische Gegenstände angewandt.

§. 58.

Im engern Sinne versteht man unter dem Schönen und unter dem Geschmack eine besondere Art oder Seite der sinnlichen Vollkommenheit und der sinnlichen Beurtheilungskraft. Die sinnliche Beurtheilungskraft überhaupt begreift den Verstand oder die Urtheilskraft für das Wahre, das moralische und sympathetische Gefühl und den Geschmack unter sich, und diese besondere Arten der sinnlichen Beurtheilungskraft lassen sich, obgleich innigst mit einander in manchen Werken der Kunst vereinigt, dennoch nach

ihrer Anwendung auf verschiedene Gegenstände oder Seiten derselben in der Abstraction von einander unterscheiden.

§. 59.

Einige Gegenstände gefallen uns blos durch Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem, durch Regelmäßigkeit, Ordnung, Harmonie rc. ohne daß der Verstand, das moralische und sympathetische Gefühl irgend eine Beziehung auf physische, geistige und sittliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit darinn entdecken können. (I. Thl. §. 15.) Solche Gegenstände vergnügen blos den Geschmack oder jenes ursprüngliche Gefühl des Schönen, das aller Einsicht in die Natur und Bestimmung des Gegenstandes vorausgeht.

§. 60.

Andere Gegenstände gefallen uns nicht nur durch Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem oder durch äussere Schönheit, sondern auch theils durch Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem Zweck, theils durch den Ausdruck gewisser geistiger und sittlicher Vollkommenheiten oder gewisser angenehmen und unangenehmen Zustände empfindender Wesen, wodurch

die äußere Schönheit besondere Modificationen erhält. Solche Gegenstände können den Geschmack, den Verstand, das moralische und sympathetische Gefühl zugleich beschäftigen und vergnügen.

§. 61.

Obgleich der Verstand und der Geschmack, und zuweilen auch das moralische und sympathetische Gefühl, bey der Hervorbringung und bey dem Genuß eines Werkes der Kunst unzertrennlich mit einander verbunden sind; so läßt sich doch der besondere Antheil derselben an der Wahl der Gegenstände, der Art sie zu betrachten, und an dem Ausdrucke oder der Darstellung derselben in der Abstraction näher unterscheiden.

§. 62.

Der Verstand beurtheilt in einem Werke der Kunst die wesentlichen Eigenschaften desselben oder die Vollkommenheit; das Leere und Wichtige, das Wahre und Falsche, Wahrscheinliche und Unwahrscheinliche, Natürliche und Unnatürliche in den Ideen Bildern und Empfindungen; die Richtigkeit des Ausdrucks und des Zusammenhanges der Ideen, und die zweckmässige Anorduung der Thei-

le nach ihrer Verbindung unter sich und nach ihrem Einflusse auf das Ganze.

§. 63.

Das moralische Gefühl unterscheidet Recht und Unrecht, Gutes und Böses, das Anständige und Unanständige, das Edle und Niedrige, das Schickliche und Unschickliche in moralischen Charakteren und ihren Aeusserungen, in Gedanken und Ausdruck, und bestimmt diejenige Art der Sympathie, die in den moralischen Empfindungen ihren Grund hat. Das sympathetische Gefühl oder die Empfindlichkeit des Herzens macht uns fähig, durch die Vorstellung des angenehmen und unangenehmen Zustandes Anderer theils überhaupt gerührt zu werden, theils uns auf eine besondere Weise für diesen Zustand zu interessiren.

§. 64.

Der Geschmack beurtheilt ein Werk der Kunst nach der Uebereinstimmung seiner Theile mit den Gesetzen des Empfindungsvermögens, und verzeiht kleine Unrichtigkeiten, wenn nur die Gesetze der Natur im Allgemeinen beobachtet werden. Das Wesen des Geschmacks besteht demnach beym Künstler in der Verbindung des Wohlgefäl-

ligen mit dem Vollkommnen, oder in der lebhaften Darstellung der wesentlichen Eigenschaften eines Gegenstandes, oder in der Erweckung einer großen Menge Ideen in der kürzesten Zeit; beym Kunstliebhaber in der schnellen Wahrnehmung der Beziehungen und Verhältnisse eines Gegenstandes.

§. 65.

Der Geschmack des Künstlers faßt bey der Bearbeitung eines Gegenstandes nur die empfindbaren Seiten, die merkwürdigsten Theile, Eigenschaften und Umstände desselben auf, und giebt uns gleich beim ersten Blicke viel von der Beschaffenheit des Gegenstandes zu erkennen; sezt unsre denkende Kraft durch schnellen Fortgang, leichte und freye Verbindung, hellen und kräftigen Ausdruck der Ideen in Thätigkeit; und sucht uns in der Zusammensetzung und Anordnung des Ganzen durch geschickte Gruppirung, durch ein wohlvertheiltes immer zunehmendes Interesse, durch weise Vertheilung des Lichts und Schattens, durch Mannigfaltigkeit und Einheit des Styls und des Tons vom Anfang bis zum Ende des Werkes in beständiger Aufmerksamkeit, Erwartung und gleichartiger Rührung zu erhalten.

§. 66.

Verstand und Geschmack sind auch im wirklichen Leben bey Künstlern und Kunstliebhabern nicht immer in gleichem Maaße vorhanden. Einige haben mehr Verstand als Geschmack, andere mehr Geschmack als Verstand.

§. 67.

Jene wissen durch Wahrheit und Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, durch Vollkommenheit im Plan und in der Anordnung die Wißbegierde und den Verstand ganz zu befriedigen, aber verfehlen das Gefällige und Schöne in den einzelnen Theilen und in der Verbindung des Ganzen. Jene gefallen daher Leuten von starkem Verstande und schwacher Empfindlichkeit des Geschmacks, und mißfallen Leuten von schwachem Nachdenken über die Beschaffenheit der Dinge, und von feinem Geschmacke.

§. 68.

Diese verfehlen Gründlichkeit und Wahrheit in den Hauptvorstellungen, aber wissen durch einen gefälligen und zierlichen Vortrag zu vergnügen, und verlieren bey einer genauern Untersuchung.

§. 69.

Der Geschmack ist überhaupt theils ein ursprüngliches, theils ein reflectirtes Gefühl des Schönen. Jenes beurtheilt die Uebereinstimmung der Theile zu Einem oder die äussere Schönheit, dieses beurtheilt die Schicklichkeit oder Tüchtigkeit der Theile zum Zweck. Jenes ist mehr Werk der Anlage, dieses mehr Werk der Ausbildung, und vom Verstande abhängig.

§. 70.

Der Geschmack läßt sich ferner nach den bisherigen Untersuchungen auch von dem Kunstgenie unterscheiden, obgleich dieses seiner Natur nach den Geschmack schon in sich begreift. Da nämlich der Geschmack mehr Werk des Versuchs und verhältnißmäßiger Uebung ist, so kann es dem Kunstgenie aus Mangel an Versuchen und verhältnißmäßiger Uebung theils an einem feinen gebildeten Geschmack überhaupt, theils auch an einer besondern Art desselben fehlen.

§. 71.

Der Geschmack kann endlich auch ohne Genie statt finden, obgleich eigentlich die Producte des Genies den Geschmack einer Nation erwecken und

bilden. Das Genie schafft und stellt dar, der Geschmack beurtheilt die Producte des Genies, und leitet die Imagination des Künstlers.

§. 72.

So wie es aber ohne Wahrheit und Gründlichkeit keine ächte oder vollkommene Schönheit giebt, eben so kann es auch ohne Verstand keinen vollkommenen Geschmack, und ohne Geschmack kein vollkommenes Kunstgenie geben.

§. 73.

So wie man ferner die Beurtheilung der Werke der strengen Wissenschaften ausschliessungsweise dem Verstande beylegt, weil das wissenschaftliche Genie unterrichten will, und Wahrheit und Licht sucht; eben so kann man auch die Beurtheilung der Werke der Kunst ausschliessungsweise dem Geschmacke beylegen, weil das Kunstgenie vornehmlich ergötzen will, und Schönheit und Empfindung sucht.

§. 74.

Der Geschmack ist entweder blos **geniessend**, insofern er den Liebhaber der Kunst fähig macht, das Schöne zu erkennen und zu empfinden, oder er ist **würkend**, **thätig**, insofern er die Imagi-

nation des Künstlers bey der Hervorbringung des Schönen, bey der Wahl, Einkleidung, Anordnung und Ausführung der einzelnen Theile und des Ganzen erweckt, befeuert, leitet und verbessert.

IV.

Begriff des Geschmacks im engsten Sinne, und Unterscheidung einiger verwandten Begriffe.

§. 75.

Geschmack in der eigentlichsten und engsten Bedeutung des Wortes ist die Fertigkeit die Schönheiten und Fehler eines Werkes zu unterscheiden und zu empfinden; oder die Fertigkeit sinnlich zu beurtheilen auf ästhetische Gegenstände angewandt.

§. 76.

Es giebt ein **unveränderliches** Schöne, das bey aller Verschiedenheit der vorgestellten Gegenstände, der Manieren, Formen und Gattungen der Kunstwerke sich gleich bleibt und gleich bleiben muß: dieses ist die sinnliche Vollkommenheit

oder Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu Einem und zu einem Zweck.

§. 77.

Der Geschmack beruht demnach zunächst auf einer einzigen innern Eigenschaft oder Bestimmung des sinnlichen Erkenntnißvermögens; nämlich dem herrschenden Grundsatze, sich bey dem Genuß, der Beurtheilung und der Hervorbringung eines Werkes der Kunst nach der Grundidee oder Grundregel des unveränderlichen Schönen zu richten. In diesem Betracht kann man sagen, daß es nur einen Geschmack, so wie nur eine Tugend, gebe. S. Plato de Republ. L. V. Ed. Bip. Vol. VII. p. 58. sq.

§. 78.

In wiefern es aber verschiedene Arten oder Anwendungen des Schönen giebt, die der Geschmack beurtheilt oder hervorbringt, in sofern kann man auch verschiedene Arten des Geschmacks unterscheiden.

§. 79.

Der Geschmack wird theils durch Aufklärung, das heißt, durch richtige Begriffe von den Eigenschaften und Endzwecken des Schönen und der

Kunst überhaupt und der verschiedenen Gattungen der Kunstwerke, und von der verschiedenen Wirkungsart der Künste, theils durch Uebung erlangt.

§. 80.

Da die Schönheit eines Werkes der Kunst in der verhältnißmäßigen Ausarbeitung und in der Zusammenstimmung aller seiner Theile liegt, und zur Hervorbringung eines solchen Werkes eine verhältnißmäßige Stärke und Zusammenstimmung aller Seelenkräfte erfordert wird; so besteht die Güte des Geschmacks in einer proportionirten Mischung aller der verschiedenen Bestandtheile desselben.

§. 81.

Durch Uebung werden theils die einzelnen Kräfte des Geschmacks gleichmässig gestärkt, theils in ihrer Verbindung einander gehörig untergeordnet; und der eigenthümliche Charakter des Geschmacks beruht auf der durch Uebung erlangten vorzüglichen Stärke des einen Bestandtheils, und dem zwar geringern aber dazu harmonirenden Grade der übrigen.

§. 82.

Der Geschmack ist demnach eine Eigenschaft, welche einen Zusammenhang von Fertigkeiten hervorbringt, die allesammt eine Fertigkeit ausmachen, und auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruhen.

§. 83.

Man kann den Geschmack überhaupt in den höhern und niedern eintheilen. Der höhere Geschmack gründet sich auf richtige Erkenntniß des Schönen und zweckmässige Uebung, und ist eine Eigenschaft mit Fertigkeit. (§. 77—82.)

§. 84.

Der höhere Geschmack faßt der Anlage nach den kritischen Geschmack in sich, und der letztere ist nur ein höherer Grad des höhern Geschmackes. Zum kritischen Geschmack wird nämlich theils eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit den Werken der Kunst, und fortgesetztes raisonnirtes Studium der Kunst, theils ein philosophisches Genie erfordert, das uns in den Stand setzt, über unsere Empfindungen nachzudenken, sie zu zergliedern und andern zu erklären.

§. 85.

Der Geschmack des Kunstkenners unterscheidet sich von dem Geschmacke des aufgeklärten Kunstliebhabers hauptsächlich darinn: daß jener nicht blos die Schönheiten und Fehler eines Werkes überhaupt erkennt, und die Gründe seines Beyfalls und Tadels angiebt; sondern auch theils die verschiedenen Mittel und Kunstgriffe, wodurch ein Werk eigentlich zum Werk der Kunst wird, bestimmt angeben, theils den wahren Werth eines Werkes und Künstlers mit andern Werken und Künstlern richtig vergleichen und schätzen, theils den guten und mittelmäßigen Künstler schon in der Ferne unterscheiden kann.

§. 86.

Ein anderes ist die Theorie der Kunst inne haben, ein anderes ist die Theorie auf Werke der Kunst anwenden, und mit neuen Entdeckungen bereichern können, welches Letztere ohne praktischen Geschmack nicht Statt finden kann.

§. 87.

Von dem Geschmacke überhaupt muß man unterscheiden: 1) das blos natürliche Gefühl des Schönen ohne leitende Einsicht und Uebung, das

folglich roh, unrichtig und eingeschränkt ist, und sich theils bey wilden Völkern, theils in polizirten Gesellschaften bey den unaufgeklärten und ungebildeten Menschen der niedern und höhern Stände, und bey der frühern Jugend findet.

§. 88.

2) **Das blosse Wohlgefallen an den in einem Kunstwerke dargestellten Gegenständen** ohne alles Gefühl für die Schönheiten der Darstellung und der Komposition, das sich bey manchen Personen findet, denen es sonst weder an Kenntniß und Gelehrsamkeit, noch an Beurtheilung in andern Dingen fehlt.

§. 89.

3) **Das blos nach Autorität Meynung und Beyspiel anderer sich richtende Wohlgefallen** an den Werken des Geschmacks. Hieher gehören manche Ausleger der Alten, die blos an dem Buchstaben kleben, und aus Ehrfurcht für das Alterthum und gelehrter Eitelkeit die alten Schriftsteller gegen die neuere überschätzen; — viele Modegecken, denen nur das gefällt, was neu und nach der Mode ist; — viele seichte Bellettristen, denen auch die Fehler eines bewunderten Genies gefal-

len, und viele unverständige Nachahmer fremder Manieren.

§. 90.

4) Das Wohlgefallen an schönen Gegenständen und Werken der schönen Künste, in so fern diese dem Triebe zur Sinnlichkeit und zur Ehre schmeicheln, und folglich mit Ueppigkeit und Eitelkeit ꝛc. in Verbindung stehen. Man kann diese Art von Wohlgefallen am Schönen die ästhetische Sinnlichkeit nennen, die man nicht nur beym Pöbel, sondern auch bey vielen Grossen und Reichen antrifft.

§. 91.

Zum niedern Geschmack, der zwischen dem aufgeklärten gebildeten, und zwischen dem natürlichen ungeübten Gefühl des Schönen und der gänzlichen Geschmacklosigkeit mitten inne steht, gehört 1) der mechanische Geschmack, der ohne allen Einfluß gewisser Begriffe von dem Wesen der Schönheit und der Kunst blos durch Uebung oder durch lange Bekanntschaft mit guten Kunstwerken mechanisch erlangt wird.

§. 92.

Der mechanische Geschmack kann unter ge-

wissen günstigen Umständen des Ortes, des Zustandes der Litteratur und der Kunst ꝛc. zu einem ziemlichen Grad von Richtigkeit, Feinheit und selbst Festigkeit gelangen, und sich mit zunehmender Aufklärung zuletzt biß zum raisonnirten Geschmack erheben.

§. 93.

Der mechanische Geschmack ist jedoch theils gewöhnlich nur auf gewisse besondere Gattungen von Kunstwerken eingeschränkt, und folglich gegen andre Gattungen partheyisch, theils aus Gewohnheit den Fortschritten der Kunst in diesen Gattungen meistens ungünstig und hinderlich, theils auch mancherley Täuschungen ausgesetzt, und den nach und nach sich einschleichenden Verderbnissen des Geschmacks sehr unterworfen.

S. Cicero Brutus, C. 49—54. 66. 76. Cicero und Quintilian behaupten, daß ein grosser Redner den Beyfall des Volkes haben müsse, und daß er dadurch nothwendig den Kennern gefalle. Cicero beweißt dieß mit vielen Beyspielen, und es ist überhaupt aus mehrern Nachrichten der Alten hinlänglich bekannt, daß und durch welche Mittel der Geschmack des Römischen Volkes in Absicht auf Beredsamkeit zu einem so hohen Grad von Feinheit und Richtigkeit gelangt ist, wovon sich kein Beyspiel bey den gebildetsten Völkern der neuern Zeiten findet. So hoch aber Cicero den Bey-

fall des Volkes schätzt, und als Redner der damaligen Zeiten nothwendig schätzen mußte, so räumt er doch ohne Bedenken dem Kunstkenner den Vorzug in der Beurtheilung der Werke der Beredsamkeit ein, und nimmt seinen vorherigen Ausspruch gleichsam selbst wieder zurücke, indem er es nicht läugnet, daß sich das Volk oft durch die Action täuschen lasse, und zuweilen auch dem mittelmäßigen Künstler ohne Vergleichung seinen Beyfall schenke. Einige neuere Gelehrte haben dem Ausspruche des Cicero eine weit grössere Ausdehnung gegeben, und so gar die Meynung aufgestellt, daß das Volk über Werke der Beredsamkeit den Richterspruch thun könne; ohne daran zu denken, daß Beredsamkeit, Aufklärung und Theilnehmung des Volkes an den öffentlichen Vorträgen der Redner, und Gelegenheit den Geschmack an den Werken der Beredsamkeit zu üben zu Cicero's Zeiten ganz anders waren, als jetzo. — S. Memoire sur cette Question: Le peuple est il Juge competent de l'Eloquence? Par Mr. Bitaubé; in den Memoires de l'Acad. Roy. des Scienc. &c. Année 1768. Berlin 1770. — Am ausführlichsten und in der allgemeinsten Beziehung hat Dubos diese Materie abgehandelt, und die Rechte des Publikums in Sachen des Geschmacks gegen die Künstler und Kunstrichter mit grossem Schein verfochten. Das Publikum, (nicht der Pöbel) das durch vertrauten Umgang mit den Werken der Kunst ohne wissenschaftliche Aufklärung seinen Geschmack mechanisch gebildet hat, urtheilt nach Dubos Meynung überhaupt gut von Gedichten und Gemählden, und die Urtheile desselben behalten zuletzt die Oberhand über die Urtheile der Kunstverwandten des Verfassers oder Künstlers. Die Gründe und Facta, welche Dubos zur Bestätigung seiner Meynung an-

führt, beweisen das nicht, was er eigentlich damit beweisen will, und man kann denselben noch triftigere Gründe und zuverläßigere Erfahrungen für das Gegentheil entgegen setzen. Ueberhaupt hat Dubos den Punkt der Streitfrage oder das Verhältniß des mechanischen Geschmacks zum raisonnirten und kritischen Geschmack nicht gehörig bestimmt. So viel kann man immer zugeben, daß das Publikum, insofern es ein durch lange Bekanntschaft mit guten Kunstwerken geübtes Gefühl des Schönen besitzt, überhaupt gut, wiewohl nicht nach deutlicher Erkenntniß, von den Werken der Kunst urtheilen könne, daß ein Werk der Kunst, das einem solchen Publikum gefällt, nothwendig Schönheiten enthalten und den Kennern in einem gewissen Grade gefallen müsse, und daß ein solches Publikum in Sachen des Geschmacks auch seine Stimme habe, die man anhören muß. Aber ob das Publikum ein Werk der Kunst sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen so genau und wohl noch besser beurtheilen könne, als selbst Künstler und Kunstkenner, und ob die Urtheile des Publikums, das doch nach der Erfahrung unter einem beständigen Einflusse der Künstler und Kunstrichter steht, und keine so grosse Prätensionen zu machen pflegt, als ihm Dubos einräumen will, jemals in einem so geraden Widerspruche mit den Urtheilen der Kenner und Künstler stehen, wie Dubos zu Gunsten seiner Meynung annimmt; — das ist eine andere Frage. Am Ende kommen doch, dieß lehrt die Natur der Sache und die Erfahrung, die gründlichen Urtheile über Werke der Kunst von den Künstlern und Kennern her, und erhalten nur ihre letzte Authenticität von der Bestätigung des Publikums. Einzelne Mitglieder des Publikums oder der Kunstkennerschaft können zuweilen

durch ihr Ansehen irrige Urtheile über ein gewisses Werk verbreiten und eine Zeitlang unterhalten, woraus sich aber weder für noch wider die Urtheilsfähigkeit des Publikums oder der Kunstkennerschaft etwas beweisen läßt. Manche Werke der Kunst können nur durch die entferntere Nachkommenschaft nach ihrem ganzen Werthe gehörig beurtheilt werden. Dubos beruft sich in dieser Materie vornehmlich auf die Empfindung, als welche seiner Meynung nach die rechtmäßige Richterin über Streitigkeiten in Sachen des Geschmacks ist. Hierüber kommen weiter unten Nro. VII. einige Bemerkungen vor. — Die Abhandlung dieses scharfsinnigen Schriftstellers über diese Materie (S. dessen Reflexions critiques ſur la Poeſie. &c. T. II. Sect. XXI—XXXII.) enthält übrigens viele lesenswürdige Bemerkungen, und führt besonders zu der immerhin heilsamen Erinnerung, theils den Werth der gelehrtern Erkenntniß des Schönen nicht zu hoch anzuschlagen, theils auch den Aussprüchen einzelner Kritiker und Künstler keinen unbedingten Glauben beyzumessen.

§. 94.

2) Der **unphilosophische** Geschmack oder der Geschmack der Halbkenner, die nach falschen, oder mißverstandenen, oder schief angewendeten Grundsätzen ein Werk der Kunst beurtheilen, und ihr Gefühl einer eingeschränkten, partheyischen, oft kleinlichen Theorie aufopfern. Diese haben, wenn ihr Gefühl des Schönen sehr schwach und eingeschränkt ist, sogar einen schlechten Geschmack.

§. 95.

3) Der Geschmack der Volksbelustiger, die sich in der Wahl und der Bearbeitung ihres Stoffes mehr nach dem herrschenden eingeschränkten oder verdorbenen Geschmack des Volks, als nach den Gesetzen der Kunst richten. Zu dieser Classe gehört vornehmlich ein grosser Theil der Romanschreiber und Schauspieldichter.

§. 96.

4) Die ästhetische Schwärmerey, oder das unmässige, unproportionirte Streben nach einigen ästhetischen Vollkommenheiten und Absichten zum Nachtheil der übrigen, welches aus einem natürlichen Mißverhältniß der Bestandtheile des Geschmacks, noch mehr aber aus einer verkehrten Bildung desselben entsteht.

§. 97.

Der niedere Geschmack ist also theils das Werk verworrener unsicherer ästhetischer Empfindungen, oder unbestimmter Begriffe von den Eigenschaften und Endzwecken der Kunst und gewisser politischer Beweggründe; theils eine Fertigkeit ohne Eigenschaft und ein Stückwerk von vielen Arten des Geschmackes.

V.

Grade des Geschmacks.

§. 98.

Die Güte des Geschmacks besteht theils in der Vollkommenheit der verschiedenen Bestandtheilen desselben in Beziehung auf einzelne Schönheiten oder Theile der Kunst; theils in der gehörigen Proportion dieser Bestandtheile in Beziehung auf die richtige Beurtheilung eines ganzen Werkes nach allen Theilen der Kunst; theils in dem Umfange desselben; — und nach diesem dreyfachen Verhältnisse richtet sich der Grad der Güte des Geschmacks.

§. 99.

I. Die Vollkommenheit der einzelnen Bestandtheile des Geschmacks richtet sich nach dem Grade der **Empfindlichkeit**, **Feinheit** und **Delicatesse**, der **Richtigkeit** und der **Geschwindigkeit**, womit er Schönheiten und Fehler in den einzelnen Theilen der Kunst unterscheidet.

§. 100.

Der Geschmack ist **empfindlich**, wenn er vom Schönen leicht und stark gerührt wird; **fein**, wenn

wenn er die unmerklichere Züge des Schönen, die feinere Mischungen, das kleinste Detail und das Vollendete in einem Werke der Kunst unterscheidet; delicat, wenn er alles das, was an das Sittlichhäßliche, und den Sinnen Widrige, Eckelhafte gränzt, genau erkennt und vermeidet.

§. 101.

Die Empfindlichkeit des Geschmacks entsteht theils aus einer zarten Organisation, theils aus einer freywilligen Uebung der Einbildungskraft, wodurch eine Empfindung leicht eine Menge anderer erweckt; die Feinheit aus einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit den besten Werken der Kunst, wodurch jene ursprüngliche innere, aber rohe, Empfindlichkeit für das Schöne entwickelt und ausgebildet wird; die Delicatesse aus der Verfeinerung der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens.

§. 102.

Der Geschmack ist **gemein** und **grob**, wenn er nur das Alltägliche und Mittelmäßige, nur die auffallenden allgemein rührenden Schönheiten und die gröbere Fehler bemerkt, aber das Feine und Sinnreiche, das Edle und Elegante nicht

empfindet. Der grobe Geschmack sieht die Feinheiten und Delicatessen der Kunst als leere Spitzfündigkeiten an, und zieht das Auffallende und Uebertriebene dem Wahren und Natürlichen vor.

§. 103.

Der Geschmack ist **richtig**, wenn er nur wahre Schönheiten billiget, und wahre Fehler verwirft; **genau**, wenn er den Grad derselben richtig bestimmt. Die Feinheit und die Genauigkeit des Geschmacks setzen einander gegenseitig voraus: jene ist mehr Werk des Gefühls, diese mehr Werk der Urtheilskraft, welche vornehmlich durch anhaltendes Studium der correctesten Werke der Kunst und der Kritik geschärft wird.

§. 104.

Es giebt eine übertriebene und falsche Feinheit, Delicatesse und Correction des Geschmacks. Jene ist theils ein gewisser eckler Geschmack, der entweder nur den höchsten idealischen Vollkommenheiten und Schönheiten Verdienst zugesteht, und gegen geringere Vollkommenheiten und Schönheiten gleichgültig bleibt, oder der zu viel für die Kunst brauchbare Gegenstände, Vorstellungen und Ausdrücke ausschließt; theils ein gewisser Ei-

gensinn des Geschmacks, der aus Furcht getäuscht zu werden sich gegen die offenbarsten Schönheiten verhärtet, und gemeiniglich in gänzliche Erschlaffung des Gefühls übergeht. Diese besteht theils in dem Hange zur Affectation, zu gekünstelten und spitzfündigen Gedanken und Ausdrücken; theils in der Sucht nach eingebildeten Feinheiten und Fehlern zu haschen, oder verborgene Eigenschaften und Absichten zu entdecken; theils in einem ängstlichen Streben nach geringschätzigen Vollkommenheiten und unbedeutenden Fehlern; theils in einer steifen und sclavischen Anhänglichkeit an gewisse Regeln und Formalitäten.

§. 105.

Die Gründe dieser Verkehrtheit des Geschmacks sind Eingeschränktheit des Geistes, verdrüßliche ungesellige Gemüthsart und körperliche Dispositionen, wozu sich noch besonders bey Künstlern und Kritikern gewöhnlich Neid und Eitelkeit gesellen.

§. 106.

Ohne Richtigkeit des Geschmacks sind ferner die Empfindungen des Schönen verworren und unsicher, und die Empfindlichkeit artet leicht in Schwärmerey aus.

§. 107.

Zum guten Geschmack gehört auch die Fertigkeit desselben die Verhältnisse der Theile eines Werkes unter sich und zum Ganzen geschwind zu übersehen und zusammenzuhalten, deren Grad sich nach der Grösse der Ausdehnung eines Werkes richtet.

§. 108.

Der sinnliche ungebildete Mensch unterscheidet sich von dem denkenden und gebildeten Menschen eben darinn am meisten, daß er mehr auf die Theile als auf das Ganze sieht, mehr durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung, als durch Simplicität und Einheit gerührt wird.

§. 109.

Die Schönheiten des Ganzen werden in den Werken der im Raume wirkenden Künste leichter übersehen und mehr vermißt, als in den Werken der in der Zeit wirkenden Künste, bey welchen letztern die Fertigkeit ein Ganzes zu übersehen, ausser der Erweiterung der Fassungskraft, noch Grösse des Aushaltens und Stärke der Seele, ihre Kräfte aufzusparen und ihre Wirksamkeit in die Länge zu ziehen erfordert.

§. 110.

II. Da jede Kunst mehrere Theile in sich schließt, und die Schönheit eines Werkes der Kunst nicht so sehr in der absoluten Vollkommenheit der einzelnen Theile, als in der Zusammenstimmung derselben zu einem Zweck besteht, so wird zur richtigen Beurtheilung eines ganzen Werkes eine proportionirte Zusammenstimmung der verschiedenen Bestandtheile des Geschmacks erfordert, damit man von einzelnen Schönheiten und Fehlern weder ausschliessend noch unverhältnißmäßig gerührt werde.

§. 111.

Ein grosses Mißverhältniß der Bestandtheile des Geschmacks bringt den einseitigen und falschen Geschmack, ein kleineres die Mannigfaltigkeit der Bildung und Abänderung hervor, welche der wahre Geschmack in verschiedenen Personen annimmt.

§. 112.

III. Der Geschmack ist eingeschränkt, wenn er nur für gewisse Gegenstände Empfindung hat; und allgemein, wenn er mit einer allgemeinen Empfänglichkeit für alle Eindrücke des äussern

und innern Sinnes eine natürliche Unterscheidungskraft verbindet, die sich nach der Natur der jedesmaligen Vorwürfe richtet.

§. 113.

Obgleich derjenige, der in einer Gattung von Kunstwerken und Künsten einen feinen und gebildeten Geschmack besitzt, denselben um so leichter auch in andern Gattungen erlangen kann; theils weil die Ausdehnung, Verfeinerung und Erhöhung der Empfänglichkeit der Seele an einer Seite sich vermöge der Analogie der verschiedenen Arten des Schönen auf die ganze Empfänglichkeit der Seele für das Schöne überhaupt ausbreitet und dieselbe vergrössert, theils weil alle schönen Künste gewisse gemeinschaftliche Endzwecke, Eigenschaften und Regeln haben: so lehrt doch die Erfahrung, daß der Umfang des Geschmackes bey den meisten Menschen sehr beschränkt ist, und daß sich mit der Ausdehnung gewöhnlich die innere Stärke desselben vermindert.

§. 114.

Die meisten Menschen haben selbst in Beziehung auf einzelne Künste einen eingeschränkten Geschmack, der das Schöne nur bey gewissen

Gegenständen, Gattungen, Manieren und Formen von Kunstwerken erkennt und empfindet; darum weil sie sich aus natürlichem Unvermögen oder aus Mangel an Uebung nur mit wenigen Arten des Schönen bekannt machen, und sich über die locale Bildung ihrer Nation nicht erheben können.

§. 115.

Die Erfahrung lehrt ferner, daß es in jeder einzelnen Kunst nur sehr wenige Kenner giebt, die vermöge einer natürlichen Geschmeidigkeit ihres Geschmacks und einer langen vertrauten Bekanntschaft mit den besten Kunstwerken aus allen Zeitaltern und Ländern sich in die verschiedensten Lagen fremder Nationen und entfernter Zeitalter hinein versetzen, an verschiedene Manieren gewöhnen, und das unveränderliche Schöne in allen Gattungen und Formen schmecken können; und daß ihr Vergnügen und Wohlgefallen durch alle diese Umstände vermindert oder vermehrt wird.

§. 116.

Je richtiger und allgemeiner der Geschmack des Kenners ist, desto mehr ist er im Stande sich

über die Vorurtheile seiner Nation und seines Zeitalters zu erheben, jedes Kunstwerk aus dem gehörigen Gesichts- und Standpunkte zu betrachten, und nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

§. 117.

So allgemein und richtig aber auch der Geschmack des Kenners in irgend einer Kunst seyn mag, so ist doch nach der Erfahrung die Stärke, das heißt, der Grad der Empfindlichkeit, Feinheit und Genauigkeit desselben in den verschiedenen Zweigen und Gattungen der Kunst immer ungleich; denn die Unvollkommenheit der menschlichen Natur läßt kein völlig genaues Gleichgewicht unter den verschiedenen Eigenschaften des Geschmacks zu.

§. 118.

Aus dem Angeführten erhellet von selbst, daß man noch viel weniger in mehreren oder wohl gar in allen Künsten und Gattungen derselben einen gleich guten Geschmack erlangen könne; denn es giebt keinen Menschen, dessen Sinne alle gleich scharf und fein wären, oder der genugsame Gelegenheit und Musse hätte, seinen Geschmack an den

besten Meisterstücken der verschiedenen Künste gleich stark zu üben, und die besondere Wirkungsart und Gesetze derselben gleich gut kennen zu lernen.

VI.

Letzte Quelle des Geschmacks.

§. 119.

Die Fähigkeit, aus welcher der Geschmack in der eigentlichsten Bedeutung entstehen kann, ist das ästhetische Gefühl. Der Mensch hat ein ästhetisches Gefühl; dieses ist die Fähigkeit das Schöne und Häßliche nach sinnlichen Merkmalen des übereinstimmenden und nicht übereinstimmenden in den Werken der Natur und der Kunst zu unterscheiden.

§. 120.

Einige setzen den psychologischen Grund dieser Fähigkeit in ursprünglichen **angebohrnen**, andere in **erworbenen** Fähigkeiten der menschlichen Seele; — und die Entscheidung dieser Streitfrage beruht vornehmlich auf der Bestimmung dessen, was man eigentlich unter einem angebohrnen ästhetischen Gefühl versteht, das sich in einem gewissen Sinne annehmen oder verwerfen läßt.

§. 121.

Unter dem angebohrnen ästhetischen Gefühl verstehen einige einen eigenen unabgeleiteten Sinn, ein eigenes Vermögen der Seele, mittelst dessen der Mensch ohne vorgängige Erfahrung und Nachdenken das Schöne und Häßliche instinctartig unterscheidet, so wie der grobe Sinn des Schmeckens süsses und bitteres unterscheidet.

§. 122.

Das System von einem angebohrnen ästhetischen Sinne ist in folgenden Sätzen enthalten:

1) Jeder wohlorganisirte Mensch hat von Natur das Vermögen, Ideen der Schönheit aus allen den Gegenständen zu empfangen, worinn Einheit mit Mannigfaltigkeit verbunden ist.

2) Dieses Vermögen wird mit Recht ein inneres Gefühl oder Sinn genannt, indem es uns gleich den andern Sinnen angenehme Empfindungen verschafft, die ohne Erkenntniß von Grundsätzen, Verhältnissen, Ursachen, oder von der Nützlichkeit des Gegenstandes unmittelbar nothwendig und regelmäßig in der Seele entstehen.

3) Die genauere Erkenntniß der natürlichen Ursachen unsers Wohlgefallens an Schönheit ist an sich nicht nothwendig angenehm, und vermehrt auch nicht unser Vergnügen an Schönheit, ob sie gleich ein deutliches vernünftiges Vergnügen aus dem Vorhersehen eines Vortheils hinzuthun, oder die besondere Art von Vergnügen verschaffen kann, welche das Wachsthum der Erkenntniß begleitet.

4) Hätten wir kein inneres Gefühl des Schönen, so würden wir die Gegenstände, denen wir den Namen der Schönheit geben, nur schicklich, nützlich, bequem rc. nennen.

5) Der innere Sinn des Schönen entwickelt sich später als die äussere Sinne, äussert sich erst mit der Entwicklung der Denkkraft und in Fällen der wirklichen Anwendung auf schöne Gegenstände, und die anfänglichen Aeusserungen desselben können lange Zeit unbemerkt bleiben. Dadurch entsteht der Schein seiner gänzlichen Abwesenheit bey Kindern und Unwissenden, und seines spätern Ursprunges aus der Erfahrung, aus dem Vor-

hersehen eines Vortheils, oder aus Gewohnheit und Erziehung.

6) Der innere Sinn des Schönen ist gleich den äussern Sinnen ursprünglich verschiedenen Menschen in verschiedenem Grade eingepflanzt, und kann durch Erziehung und Uebung weit über seine ursprüngliche Vollkommenheit verbessert werden.

§. 123.

Das angeführte System läßt sich in einem gewissen Sinne annehmen. In wiefern nämlich die Erscheinungen des ästhetischen Gefühls oder des Geschmacks in der weitesten Bedeutung den Erscheinungen der äussern Sinne in vielen Stücken ähnlich sind; insofern kann man den Geschmack nach der Analogie einen Sinn — in wiefern man nur eine besondere Wirkungsart der Kraft der Seele darunter versteht; ein **besonderes Vermögen** der Seele — in wiefern man unter der Aeusserung desselben ein durch die verborgene bewußtlose Wirkung dunkler Vorstellungen schnell hervorgebrachtes Urtheil versteht; einen **Instinct** und seine Aeusserungen **instinctartig** nennen.

§. 124.

Das ästhetische Gefühl oder der Geschmack in

weitester Bedeutung ist gleichwohl kein ursprünglicher mit eigenen Werkzeugen versehener Sinn, kein ursprüngliches für sich bestehendes Vermögen der Seele, sondern nichts anders als das Vernunftähnliche und das sinnliche Beurtheilungsvermögen auf ästhetische Gegenstände angewandt. (§. 55.)

§. 125.

Obgleich ferner die ästhetische Urtheile oft augenblicklich entstehen, und man sich oft keiner dabey zum Grunde liegenden Vorstellungen bewußt ist; so gilt doch dieß nicht von allen ästhetischen Urtheilen, deren viele erst nach vorgängiger Einsicht in die Natur und Bestimmung des Gegenstandes entstehen, und mit klaren Vorstellungen von der Beschaffenheit des Gegenstandes verbunden sind.

§. 126.

Einige setzen den Grund des ästhetischen Gefühls in erworbenen Fähigkeiten der menschlichen Seele, und das System derselben, in wiefern es überhaupt gegen die Lehre von einem angebohrnen ästhetischen Gefühl gerichtet ist, beruhet auf folgenden Hauptsätzen:

1) Das Schöne besteht in der sinnlich vorgestellten Vollkommenheit oder Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem Zweck, und die Schönheit eines Gegenstandes kann ohne Einsicht in die Natur und Bestimmung desselben nicht erkannt werden.

2) Das Schöne ist ferner nach der Verschiedenheit der Umstände in den Werken der Natur und der Kunst verschieden, (I Th. §. 32.) und darnach richten sich auch die ästhetischen Empfindungen, Urtheile und der Geschmack der Menschen, der in verschiedenen Zeitaltern und Ländern eine verschiedene Form erhält.

3) Da nun das Schöne und Häßliche etwas relatives ist in Beziehung auf einen gewissen Zweck, und es folglich keine absolute und natürliche Merkmale des Schönen und Häßlichen giebt; so ist die Unterscheidung des Schönen und Häßlichen, und die Erkenntniß der Merkmale desselben das Werk der Erfahrung.

4) Zu dem angeführten unmittelbaren Grunde des ästhetischen Gefühls gesellen sich noch andere von der Erfahrung gleichfalls abhängige mittelbare Ursachen des Wohlgefallens und

Mißfallens: die Idee von nützlichen Eigenschaften des Gegenstandes für uns oder für andere, die Entdeckung der Aehnlichkeit der Nachahmung, die Bemerkung der Vollkommenheiten des Künstlers ꝛc. (1 Th. §. 24.)

5) Die Gründe, die man zum Beweis eines von Erfahrung und Unterricht unabhängigen ästhetischen Gefühls, z. B. bey Kindern und Unwissenden anführt, sind theils nicht richtig aus der Erfahrung abgezogen, theils auch zum Beweis eines wahren ästhetischen Gefühls unzulänglich.

§. 127.

Das angeführte System beweißt im Grunde nur so viel: daß die Schönheit eines Werkes der Natur und vornehmlich der Kunst ohne Einsicht in die Natur und Bestimmung desselben, folglich ohne Erfahrung und Nachdenken, nicht vollständig, und in vielen Fällen ganz und gar nicht erkannt werden kann; und daß die Natur dem Menschen nur die Anlage zum Geschmack, aber nicht den Geschmack selbst verleiht.

§. 128.

Hieraus folgt aber keineswegs, daß das äst-

hetische Gefühl nicht angebohren ist, und daß das Schöne und Häßliche ohne wirkliche oder gedachte Beziehung auf einen gewissen Zweck gar nicht erkannt werden kann.

§. 129.

Inwiefern es der menschlichen Seele überhaupt angebohren ist, Verhältnisse wahrzunehmen, und dadurch ergötzt zu werden, insofern ist ihr auch das ästhetische Gefühl angebohren, das durch die Sinnenerkenntniß nicht erzeugt, sondern nur entwickelt und in Thätigkeit gesetzt wird. So vergnügt z. B. die Harmonie der Töne jeden wohlorganisirten Menschen, ungeachtet er die Natur derselben und den Grund seines Wohlgefallens daran nicht kennt, und oft niemals kennen lernt.

§. 130.

Obwohl sich das Schöne und Häßliche in den Werken der Natur und der Kunst auf einen gewissen Zweck bezieht, so kann doch beydes ohne eingesehene Beziehung auf den Zweck nach den sinnlichen Merkmalen der Harmonie und Disharmonie, der Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit, der Proportion und Disproportion unterschieden und empfunden werden.

§. 132.

§. 131.

Das Wesen der Schönheit besteht überhaupt in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem, und die besondere Bestimmung oder der Zweck eines Gegenstandes giebt der Schönheit desselben nur ihre bestimmte Form.

§. 132.

Es giebt ferner Gegenstände in der Natur und der Kunst, deren Bestimmung wir nicht erkennen, und denen wir doch den Namen der Schönheit beylegen.

§. 133.

Hieraus ergiebt sich die Richtigkeit der Beobachtung von selbst, daß auch Kinder und Unwissende schöne und häßliche Gegenstände ohne Einsicht in die Natur und Bestimmung derselben wirklich unterscheiden; obwohl ihre Gefühle dem Verhältnisse der Gegenstände zu den Gesetzen des Schönen in vielen Fällen nur zufälligerweise entsprechen, und folglich in Rücksicht auf ihren Grund den Namen ästhetischer Gefühle im geringsten nicht verdienen. (§. 127. Nro. 5.)

§. 134.

So verschieden auch nach der Verschiedenheit

der Umstände in verschiedenen Ländern und Zeitaltern die Produkte des Schönen und der Geschmack der Menschen seyn mögen; (§. 127. Nro. 2.) so giebt es doch ein allgemeines unveränderliches Gesetz des Schönen und des Geschmacks: dieses ist die sinnliche Vollkommenheit oder Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem und zu einem Zweck. (§. 76.)

Hievon wird ausführlicher gehandelt, Hauptst. II. Abschn. III.

§. 135.

Bey aller Erweislichkeit eines angebohrnen ästhetischen Gefühls ist dennoch unläugbar:

1) Daß ohne Erfahrung und Nachdenken, ohne Unterricht und Uebung das ästhetische Gefühl sich bey vielen Menschen kaum hervortreiben, und bey allen theils nur auf sehr wenige simple Schönheiten eingeschränkt, theils mancherley Täuschungen unterworfen bleiben würde;

2) Daß ohne Kenntniß von dem Endzweck und der Bestimmung eines Gegenstandes selbst die äussere Schönheit desselben nicht völlig ge-

faßt werden kann, und nur ein schnell vorübergehendes Wohlgefallen hervorbringt;

3) und daß bey sehr vielen Werken der Natur und der Kunst die Empfindung des Schönen der Einsicht in die Beschaffenheit derselben oder der Reflexion nicht vorhergeht, sondern nachfolgt, und folglich ihren Weg durch den Verstand nimmt.

Es scheint mir zur Vermeidung aller Mißverständnisse und zur richtigern Beurtheilung der hier abgehandelten Materie nöthig zu seyn, daß ich meine Leser mit den verschiedenen Vorstellungsarten und Absichten der Schriftsteller über diese Materie bekannter mache, und zugleich die Gründe angebe, warum ich die Lehre vom angebohrnen ästhetischen Gefühl gerade so und nicht anders abgehandelt habe. — Die Erfahrung lehrt uns, daß die Menschen vermöge eines innern Gefühles ohne die Regeln der Kunst zu wissen wahrnehmen, was in den Werken der Kunst gut und schlecht ist, und daß selbst Kinder sehr frühe ihr Wohlgefallen an schönen Gegenständen zu erkennen geben. Non ratione aliqua, (sagt Quintilian L. VI.) sed motu, nescio an inenarrabili judicatur. Neque, ab ullo satis explicari puto, licet multi tentaverint. Wie ist dieses Phänomen zu erklären? und wie ist es bisher erklärt worden? — Unter den Neuern kommt hier Crousaz zuerst in Betrachtung, weil er zuerst über das Schöne ausführlich philosophirt hat, und viele seiner Nachfolger die Grundideen von ihm entlehnt, dieselben mehr entwickelt, verschiedentlich angewandt, und

zum Theil auch mehr daraus gefolgert haben. „Ordentlicher weise, (sagt Crousaz Traité du Beau. Chap. VII.) wird die Schönheit eines Gegenstandes gleich anfangs vor aller Reflexion wahrgenommen und geschätzt, ehe man noch seine Verschiedenheiten auf eine Einheit zu beziehen, die Ordnung und Proportion seiner Theile zu entwickeln, und die Schicklichkeit derselben zum Zweck zu bemerken weiß. Der Grund hievon liegt ursprünglich in der Natur des Menschen. Der weise Schöpfer hat nämlich nicht deßwegen den Menschen für Empfindungen und Ideen empfänglich gemacht, damit diese beyde so verschiedene Arten zu denken beständig einander widersprechen sollten, sondern vielmehr zwischen beyden eine solche Harmonie angeordnet, daß das, was auf unsere unverdorbenen Sinne einen angenehmen Eindruck macht, auch unserm Geist in der Idee gefällt, so bald er die Natur desselben kennen lernt, und daß das, was unsern Sinnen mißfällt, auch unserm Geiste in der Idee mißfällt; daß mit einem Worte alles, was zu unserer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit gereicht, uns durch angenehme oder unangenehme Empfindungen angezeigt wird. (Dieß ist im Vorbeygehen gesagt: der Beweiß von den Endursachen der Gottheit in der menschlichen Natur, den auch Herr Platner in seinen philos. Aphorism. II. Th. §. 216. als einen mächtigen Hülfsbeweis für einen angebohrnen moralischen Sinn anführt.) Diese Harmonie zwischen den Empfindungen und Ideen der Menschen, zwischen der Natur der Empfindungen und der Natur der Gegenstände, wodurch jene erregt werden, ist jedoch durch den Sündenfall und die leidigen Folgen desselben so verändert worden, daß der Mensch nicht mehr so genau durch seine Empfindungen von dem, was ihm

gut oder schädlich seyn kann, benachrichtiget, und sein Geschmack frühzeitig verdorben wird. Einige haben von Natur einen so guten Geschmack, daß ihnen nichts gefällt, als was wirklich schön ist, oder von der Vernunft selbst hintennach gebilliget wird; der größte Theil der Menschen aber erhält den guten Geschmack erst durch Unterricht und Nachdenken. „ — Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Vorstellungsart die Sache nicht erklärt, und mehr fromm als philosophisch, und noch dazu unzusammenhängend ist. — Nach Crousaz hat vornehmlich Hutcheson die Lehre von dem ästhetischen Gefühl in Gang gebracht. (S. dessen Untersuchung unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend. I. VI. Abschn.) Schon vor ihm hatte der edle Schaftsbury ein dem Gefühl des Schönen und Häßlichen analogisches Gefühl des moralisch Guten und Bösen angenommen, (S. Inquiry concerning Virtu) und nach ihm glaubte auch Hume die Lehre von dem Gefühl des moralisch Guten und Bösen durch Vergleichung der moralischen und natürlichen Schönheit noch evidenter machen zu können. (S. Addition I. sur le sentiment moral.) So veranlaßte also das ästhetische Gefühl die angeführten Philosophen auch ein moralisches Gefühl anzunehmen. Allein wer das erstere gelten läßt, kann vielleicht doch nicht geneigt seyn, auch das letztere anzunehmen, und noch Zweifel erregen; — ob nämlich das moralisch Gute und Böse sich eben sowohl als das Schöne und Häßliche nach dem angenehmen oder widrigen Eindrucke unterscheiden lasse? Ob die moralische Gefühle nicht Einflüsse, Wirkungen und untere Arten anderer allgemeiner Gefühle seyen? Ob nicht der Beweis für einen eigenen moralischen Sinn aus der Erfahrung schwerer zu führen seyn dürfte, als der für einen ästheti-

schen Sinn? — Hutchesons Vorstellungsart von dem ästhetischen Gefühl ist kurz folgende: Das Vermögen das Schöne und Häßliche zu unterscheiden, können wir mit Recht ein Gefühl nennen, oder zu den Sinnen rechnen, weil es hierinn mit den andern Sinnen übereinkommt, daß es uns eigenthümliche, unmittelbare nicht aus einer Erkenntniß von Grundsätzen, Verhältnissen, Ursachen oder von der Nutzlichkeit des Gegenstandes entspringende, und von unserm Wollen unabhängige Vorstellungen und Sensationen verschaft. — Man kann es gelten lassen, daß man den Geschmack in weitester Bedeutung zu den Sinnen rechnet, und seine Aeusserungen instinctartig nennt, (so wie auch Leibnitz irgendwo sagt: Le gout est quelque chose d'approchant à l'instinct) in wiefern es überhaupt nützlich ist, unsere Fähigkeiten nach ihren wirklichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Klassen zu bringen, und die Erscheinungen des Geschmacks den Erscheinungen der andern Sinne analogisch sind. Man kann ferner nach eben dieser Manier den Geschmack als ein Compositum von mehrern besondern Sinnesarten betrachten, deren Eigenheit aber blos von der Verschiedenheit der Gegenstände abhängt, so wie auch Gerard in seinem Versuch über den Geschmack mehrere Principien oder Bestandtheile des Geschmacks, obgleich etwas zu freygebig, annimmt. Aber darum muß man doch die Analogie nicht zu weit treiben, den Geschmack weder als einen mit eigenen Werkzeugen versehenen Sinn noch als ein eigenes ursprüngliches Vermögen der Seele ansehen, und seine Aeusserungen sich nicht so ganz instinctartig vorstellen. Hutcheson hat sich wirklich dieser Nebenbegriffe enthalten, wiewohl man ihm gewöhnlich das Gegentheil, nämlich Vervielfältigung der Grundkräfte und Zerhauung

des Knotens, den er ganz unberührt gelassen hat, Schuld giebt. Er sagt blos, das ästhetische Gefühl seye ein natürliches Empfindungsvermögen oder Bestimmung der Seele, ohne dem Grunde desselben tiefer nachzuforschen, und bemerkt noch als ein treuer Lockianer, daß es keine angebohrne Idee voraussetze. Hutcheson ist also blos bey der Erfahrung stehen geblieben, und nicht auf den Ursprung unserer ästhetischen Empfindungen zurückgegangen. — Nach ihm haben sich freylich mehrere Schriftsteller über das ästhetische Gefühl ziemlich anstößig ausgedrückt. So sagt z. B. selbst ein Dubos (Reflex. Crit. T. II. Sect. XXII.): daß wir einen sechsten Sinn hätten, ob wir gleich seine Organe nicht sehen, der gewissermassen den Werth eines Kunstwerkes eben so beurtheilt, wie der körperliche Geschmack die Güte eines Ragout unterscheidet. Man kostet den Ragout, ohne die Regeln zu kennen, nach welchen ihn der Koch verfertiget hat, und so wird man inne, ob er gut schmeckt. — Wenn man aber diesen treflichen Schriftsteller im Zusammenhange list, so findet man bald, daß er sich nur etwas zu stark ausdrückt, und weder die objective Realität des Schönen leugnen, noch dasselbe mit der Empfindung des Wohlgefallens verwechseln will; welches sich von einem Manne von solchem praktischen Verstand und scharfsinnigen Beobachtungsgeist ohnehin nicht erwarten läßt. — Noch bestimmter drückt sich neuerdings Herr von Catt hierüber aus: (S. dessen Suite des Dissertations sur le Gout, in den Nouv. Mem. de l'Acad. Roy. des Scienc. &c. à Berlin. Année 1782.) “ Ist der Geschmack, sagt er, das Resultat anderer Vermögen und Fähigkeiten der Seele, oder unabhängig, und macht er eine besondere Art des innern Sinnes aus? Einige gründen den Ge-

schmack auf die Vernunft, und sind nur über das Object uneinig, welches die Vernunft als schön betrachtet. Der eine hält das Nüzliche, der andere Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, der dritte eine gewisse mystische Einheit, der vierte die unbestimmte Idee von Verhältnissen für das Schöne. Hieraus folgt, daß es einen sechsten innern Sinn für das Schöne giebt, so wie man zur Erkenntniß des Wahren Verstand hat. Dieß ist Hutchesons Meynung. Man muß den Geschmack auf das Gefühl einschränken, denn wie könnte er sonst unterscheiden, was in den Werken der Kunst gefällt oder mißfällt? Das Gefühl des Schönen läßt sich aber nicht deutlich entwickeln, und es lassen sich keine Gründe davon angeben. Wir fühlen wohl den Unterschied in den Veränderungen des Zustandes der Seele, aber wir können sie nicht durch Merkmale bezeichnen.„ — Allein dieß stimmt nicht mit Hutchesons Erklärung überein, der ausdrücklich die Einheit in der Mannigfaltigkeit als das Object des Schönen angiebt, und das Schöne nicht blos in die Empfindung des Wohlgefallens setzt, welche es hervorbringt, so wie er es auch unentschieden läßt, ob der Geschmack ein eigenes oder abgeleitetes Vermögen der Seele ist. — Gegen Crousaz und Hutcheson, oder vielmehr gegen die Lehre von einem angebohrnen ästhetischen Gefühl überhaupt ist ein lesenswerther Aufsatz in der Yverdoner Encyklopedie, Article. Beauté. gerichtet, dessen Verfasser ausdrücklich behauptet; daß es keinen angebohrnen Geschmack giebt, und daß der Geschmack nicht anders ist, qu'une expérience commencée avec notre vie. Ich habe die Gründe desselben im Text angeführt, etwas mehr ins Licht gesetzt, und zum Theil verstärkt. Zuerst bemerkt er, das Gefühl des Schönen seye kein blinder Instinct,

wie derjenige, der das Bittere und Süsse unterscheidet, weil die Ursache desselben keine physische Eigenschaft, kein materieller Eindruck irgend eines Körpers auf unsre Sinne, sondern ein pur idealer oder intellectueller Gegenstand ist. Allein dieß trifft nicht zum Ziel, denn auch Crousaz und Hutcheson behaupten ein ideales Object des ästhetischen Gefühls, und warum sollte man nicht die Aeusserungen desselben wegen ihrer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit instinctartig nennen dürfen? Sodann gründet er seinen Hauptbeweis gegen das angebohrne ästhetische Gefühl auf den gemeinen Begriff des Schönen, nach welchem es in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem Zweck besteht, welcher Zweck aber samt den dazu dienlichen Mitteln nur durch Erfahrung und Nachdenken erkannt werden könne. Jedoch gesteht er ein, daß es zwo Arten von schönen Gegenständen gebe, nämlich Farben und Töne, deren Bestimmung und folglich Vollkommenheit sich nicht leicht entdecken lasse, und die man also mehr durch eine Art von Instinct, als nach richtigen Begriffen, wie sonst bey allen andern schönen Gegenständen der Fall seye, zu beurtheilen scheine. Demungeachtet weiß er auch hier mit vieler Geschicklichkeit und Subtilität irgend eine Bestimmung oder Beziehung auf einen gewissen Zweck herauszumitteln. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß sich die Harmonie der Farben und Töne für sich ohne Beziehung auf etwas anders betrachten lasse. Allein auch diesem Einwurfe scheint er dadurch begegnen zu wollen, daß er mehr subtil als gründlich in der Harmonie der Farben und Töne selbst noch eine Beziehung auf die Gesetze der Harmonie, folglich eine wahre Schönheit nach seinen Begriffen entdeckt. — Das ästhetische Gefühl, sage ich, ist ange-

bohren, in wiefern es der menschlichen Seele angebohren ist, Verhältnisse wahrzunehmen und durch die Wahrnehmung derselben ergötzt zu werden. Alle unsere innere Empfindungen und Gefühle sind Sache der Vernunft, deren eigenthümlicher und von der Erfahrung unabhängiger Grundcharakter darinn besteht, daß sie Einheit im Mannigfaltigen oder Beziehungen und Verhältnisse bemerkt. Die Wahrnehmung von Verhältnissen ist ferner der menschlichen Seele von Natur angenehm, weil sie ihr ein leichtes Gefühl ihrer Vollkommenheit giebt, und folglich muß auch das Schöne und Häßliche von Natur einen angenehmen oder widrigen Eindruck auf die Seele machen. (Man kann auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, besonders in Ansehung der Töne annehmen, daß das Angenehme und Unangenehme der feinern Sinne auf einem gewissen Verhältniß der Eindrücke zu der Beschaffenheit der Organe beruhe.) Wie man sich nun die Angebohrenheit des ästhetischen Gefühls vorzustellen habe, ob man sich darunter, weil die Seele doch einmal eine Vorstellungskraft ist, gewisse rohe unbearbeitete Vorstellungen oder angebohrne Begriffe denken müsse, das lasse ich hier unentschieden; denn es gehört in die Metaphysik. Es ist dem Aesthetiker als solchem genug zu erweisen, daß der menschlichen Seele das ästhetische Gefühl angebohren ist, daß sie das Schöne und Häßliche sogleich nach sinnlichen Merkmalen der Harmonie und Disharmonie ꝛc. erkennen könne, ob sie gleich die deutlichern Vorstellungen von Harmonie und Proportion ꝛc. erst durch Erfahrung und Nachdenken erhält. Das Vermögen nun auf eine solche Art das Schöne und Häßliche zu erkennen, kann man mit Recht den ästhetischen Sinn nennen. Ferner bemerke ich gegen den Encyklopedisten, daß

das ästhetische Gefühl auch die Schönheit und Häßlichkeit solcher Gegenstände, die einen gewissen Zweck haben, ohne vorläufige Erkenntniß dieses Zweckes blos nach den sinnlichen Merkmalen der Harmonie und Disharmonie rc. unterscheiden könne, obwohl besonders in Werken der Kunst von der Schönheit der Form nicht so fort mit Sicherheit auf die Zweckmäßigkeit derselben geschlossen werden kann. Das Schöne hat nämlich zwo verschiedene Seiten, die in der Abstraction und selbst im wirklichen Leben von einander abgesondert betrachtet werden können. Die eine Art desselben besteht in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem, oder wie es Lambert ausdrückt, in der schicklichsten und vollkommensten Verflechtung des Aehnlichen und Verschiedenen in einer Sache, die andere in der Uebereinstimmung der Mittel zum Zweck. Jene beruht ganz nur auf der idealen Vergleichung der Dinge, und kann schon für sich ohne Beziehung auf einen gewissen Zweck, durch welchen sie besonders modificirt wird, Wohlgefallen erregen. Jene macht eigentlich das Wesen der Schönheit aus, denn ohne sie würden wir einen Gegenstand zwar schicklich, nützlich, bequem, aber niemals schön nennen. Der Grund dieses Unterschiedes erhellet noch weiter, wenn wir erwägen: daß wir manche Gegenstände in der Natur schön nennen, ungeachtet wir keine besondere Bestimmung an ihnen wahrnehmen können, und sie also für blosse Spiele der Natur halten; daß wir ferner über die Schönheit mancher Werke der Natur schon zum voraus urtheilen, ehe wir noch die Bestimmung derselben ausfindig gemacht haben; daß man auch in den Werken der Kunst oft Schönheiten anbringt, die eigentlich auf den wesentlichen Zweck derselben oder auf einen gewissen Nutzen

keine Beziehung haben, jedoch schicklich angebracht werden müssen; und daß man sogar nicht selten der Schönheit die Zweckmässigkeit aufopfert, welches aber freylich den gesunden richtigen Begriffen von Schönheit und Geschmack widerspricht. — Obwohl ich nun ein angebohrnes ästhetisches Gefühl oder Sinn behaupte, so habe ich dennoch demselben in der Beurtheilung des Schönen nicht mehr eingeräumt, als mir eben nach der Erfahrung erweislich zu seyn schien, und vielleicht selbst der Empiriker zugestehen mögte; und den grossen Unterschied zwischen dem ästhetischen Gefühl und dem eigentlichen Geschmack, der nur durch vielfältige Erfahrung und Nachdenken, durch zweckmäßigen Unterricht und Uebung gebildet wird, überall in's Licht zu setzen gesucht. — Die Lehre von einem angebohrnen ästhetischen Gefühl hat kein praktisches Interesse, und kann nur die Neugierde desjenigen erregen, der ein Vergnügen daran findet, seine ästhetischen Empfindungen bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen. Nur darum habe ich sie so ausführlich vorgetragen, weil ich nirgends eine genaue Erörterung derselben gefunden zu haben glaubte, und weil es immerhin nützlich ist, die selbst in praktischen Disciplinen unvermeidlich vorkommende speculative Streitigkeiten wo nicht beyzulegen, doch wenigstens genau zu bestimmen.

VII.

Rechte des Gefühls und der Vernunft in Beurtheilung des Schönen.

§. 136.

Mit der Lehre von dem Ursprung des ästhetischen Gefühls hängt auch die Untersuchung der Zu-

verläßigkeit desselben in Beurtheilung des Schönen zusammen. Einige räumen dem Gefühl oder der Empfindung, andere der Vernunft das Richteramt in Beurtheilung des Schönen ein.

§. 137.

Diejenigen, die für die Rechte der Empfindung in Beurtheilung des Schönen streiten, bedienen sich hiezu vornehmlich folgender Gründe:

1) Der Zweck der Kunst ist uns zu rühren: die Vernunft belehrt uns, warum uns ein Werk der Kunst rührt, die Empfindung allein entscheidet, ob und wie es uns rührt, und folglich kann der Werth eines Kunstwerkes nur nach dem Eindrucke, den es macht, beurtheilt werden.

2) Sowohl unsere eigene Erfahrung als auch die Geschichte der Kritik belehren uns, daß sich die Vernunft in Aufsuchung der Gründe unsers Wohlgefallens oder Mißfallens an den Werken der Kunst häufig irrt, und Schönheiten und Fehler bemerkt, wo keine vorhanden sind; daß die meisten Grundsätze der Kritik entweder zu unbestimt sind, oder nur auf gewisse Zeiten und Oerter passen, und

sich auf besondere Umstände gründen; und daß man bey der kunstmäßigen Untersuchung des Werthes der Kunstwerke sich leicht entweder in der Wahl, oder in der Anwendung der Grundsätze irren kann.

3) Die Vernunft kann wohl gewisse gelehrte Schönheiten, die aber in einem Werke der Kunst nicht häufig vorkommen, und dasselbe an sich nicht gut machen, und gewisse andere Vollkommenheiten eines Kunstwerkes, die für die Wissenschaft und nicht für die Empfindung gehören, z. B. Richtigkeit der Gedanken und des Ausdrucks, Zweckmäßigkeit der Anordnung ꝛc. beurtheilen; allein nur der Empfindung kommt es zu über die Schönheit der Darstellung und Anordnung des Ganzen zu entscheiden, und die Empfindung schätzt überhaupt das Wahre und Gute nach einem ganz andern Maaßstabe, als die Vernunft.

§. 138.

Diejenigen, die für die Rechte der Vernunft in der Beurtheilung des Schönen streiten, bedienen sich folgender Gründe theils zur Bestätigung

ihrer eigenen, theils zur Widerlegung der entgegengesezten Meynung:

2) Die Empfindung belehrt uns zwar, daß uns ein Werk der Kunst gefällt oder mißfällt, und man entscheidet immer richtig, so lange man nur über seine Empfindung urtheilt; allein das Urtheil über die Beschaffenheit des Gegenstands, der uns gefällt oder mißfällt, ist oft unrichtig. (§. 7.)

2) Nur der Vernunft kommt die Entscheidung zu, ob ein Gegenstand schön oder häßlich, das heißt, von der Beschaffenheit ist, daß er nach den Regeln des Geschmacks eine angenehme oder widrige Empfindung hervorbringen muß.

3) Die Geschichte einzelner Menschen und ganzer Völker lehrt, daß das Gefühl des Schönen anfangs roh und unrichtig ist, und durch die Vernunft berichtiget und verbessert werden muß; daß das natürliche Gefühl des Schönen durch die Macht des Beyspiels frühzeitig verdorben wird; und daß auch diejenigen, die sich blos ihren Gefühlen überlassen, nicht vor falschen Grundsätzen gesichert sind, und

gewöhnlich am meisten unter dem Einfluß fremder Autoritäten und Beyspiele stehen.

4) Das Gefühl ist oft zweifelhaft, und die Geschmacksurtheile widersprechen sich oft bey einzelnen Menschen und ganzen Völkern; und hier kann nur die Vernunft entscheiden, so wie sie auch das einzige Mittel ist, andere von der Richtigkeit unserer Urtheile zu überzeugen.

5) Obgleich die Grundsätze der Kunst zum Theil zu allgemein, zum Theil blos an Zeit und Ort gebunden sind, und folglich in der Anwendung derselben große Vorsicht erfordert wird; so ist doch auch dagegen die Theorie in einzelnen Theilen der Kunst so bestimmt, daß alles, was nach den Regeln derselben gemacht wird, nothwendig gut und richtig ist, und auf das Urtheil des Gefühls gar nicht ankommt. Der Verstand durch die Theorie geleitet ist demnach der eigentliche Richter des Schönen und Häßlichen. *

* S. Lamberts Anlage zur Architectonic. I. B. S. 375—78.

§. 139.

§. 139.

Aus der Zusammenhaltung und nähern Beleuchtung der angeführten Bemerkungen ergiebt sich; daß beide die Empfindung und das Raisonnement in Beurtheilung des Schönen irren und für sich nicht entscheiden können, und daß man sich in gewissen Fällen blos an das Gefühl halten müsse.

§. 140.

In wiefern man unter dem aesthetischen Gefühl ein mit klaren Vorstellungen der Beschaffenheit, das heißt, der Schönheit oder Häßlichkeit eines Gegenstandes als des Objectes der Empfindung, verbundenes Wohlgefallen und Mißfallen versteht, und die sinnliche Beurtheilungskraft oder den Geschmack der zergliedernden Vernunft entgegengesezt, in sofern wird richtig gesagt, daß der Werth eines Werkes der Kunst nur durch die Empfindung oder durch den Geschmack beurtheilt werden kann. Das Schöne besteht nämlich in der sinnlichen Vollkommenheit, und kann folglich nur anschauend erkannt oder empfunden werden.

§. 141.

Das Geschäfte der Vernunft besteht darinn: daß sie den Ursprung unserer Empfindungen aufsucht, und, wenn sie denselben gefunden hat, unsere Empfindungen dadurch berichtiget; das von Natur dunkle verworrene Gefühl des Schönen durch Festsetzung sicherer praktischer Regeln zum Geschmack erhebt; und endlich Streitigkeiten in Sachen des Geschmacks beylegt. In diesem Betracht sagt man mit Recht, daß die Vernunft die einzige sichere Führerin und Richterin in allen aesthetischen Angelegenheiten ist.

§. 142.

In wiefern aber die Vernunft in der Beurtheilung des Schönen und Häßlichen, und in der Berichtigung des Geschmackes immer von Empfindungen ausgeht, und zu diesen zurückgehen muß, in sofern kann gesagt werden, daß die Vernunft selbst sich dem Ausspruche der Empfindung unterwerfen müsse, und die Empfindung anders nicht als durch sich selbst berichtigen könne.

§. 143.

Wenn der Geschmack der höhern Beurtheilungskraft widerspricht, so muß man diesen Streit

durch eine neue philosophische Untersuchung zu entscheiden suchen, und dem Geschmacke Recht lassen, wo er Recht hat.

§. 144.

Das aesthetische Gefühl ist aus mehrern dunkeln und dunkel gewordenen Vorstellungen zusammengesezt, wovon einige aus der Natur des Menschen und aus den Erfahrungen, die er in Sachen des Geschmacks gemacht hat, entspringen, andere von dem Unterricht, der Erziehung und dem Beyspiel herrühren.

§. 145.

Das aesthetische Gefühl ist richtig und zuverlässig, so fern es sich auf die allgemeine menschliche Natur gründet; aber unzuverlässig und einer vernünftigen Prüfung bedürftig, so fern es sich auf Eigenheiten unsers Naturells, die gemeiniglich Einschränkungen und Mängel jener allgemeinen Natur sind, und auf fremde aus der Erziehung und den Beyspielen anderer geschöpfte Vorstellungen gründet.

§. 146.

Wenn wir daher einen wahrhaft guten Geschmack bekommen sollen, so müssen wir einmal

in unserm Leben unser A. G. der Prüfung des durch eigene Erfahrungen und durch Theorie geleiteten Verstandes unterwerfen, damit wir theils durch Festsezung sicherer Grundsäze uns vor falschen Urtheilen, schwankenden Rührungen und Vorurtheilen verwahren können, theils durch angemessene Uebung die schwachen Seiten unsers Naturells verbessern, die Kräfte unsers Geschmacks verhältnißmässig ausbilden, die verschiedenen Empfindungen desselben nach ihrem Werth einander gehörig unterordnen, und uns vor blinder Nachahmung hüten lernen.

§. 147.

Obgleich das A. G. im Ganzen kein sicherer Führer ist, und einer beständigen Leitung der Vernunft bedarf, so giebt es doch besondere Fälle, wo wir uns ganz allein an dasselbe halten dürfen und müssen.

§. 148.

Zuerst müssen wir uns in allen Fällen, wo es auf eine schnelle augenblickliche Zusammenfassung des Ganzen ankommt, folglich bey der ersten oder auch wiederholten Betrachtung eines Kunstwerkes, bey der ersten Bearbeitung eines

Gegenstandes ganz allein an das Gefühl halten, und uns nicht durch die einseitigen Wirkungen und Grübeleyen der Vernunft stören lassen. Denn die ersten Eindrücke sind gemeiniglich die richtigsten, oder dürfen wenigstens nie vergessen werden, damit wir uns nicht in der Folge durch ein falsches einseitiges Raisonnement, oder durch kalte Betrachtungen, oder durch eine falsche Correction hintergehen.

§. 149.

Sodann muß das Gefühl in allen denen Fällen entscheiden, wo sich die Natur des Schönen nicht weiter zergliedern und deutlich erkennen läßt. Dergleichen Fälle sind z. B. wenn gewisse Schönheiten und Fehler so unvermerkt in einander fließen, daß sie nicht deutlich unterschieden werden können; wenn man den Grad gewisser Schönheiten und Fehler, den Vorzug gewisser an sich guter Manieren, und den Gebrauch gewisser willkührlicher Dinge bestimmen will.

§. 150.

Endlich dürfen wir auch alle kleine und unbeträchtlichere Schönheiten und Fehler, deren genauere Untersuchung keinen Nuzen bringt, und

gemeiniglich in Spizfindigkeit ausartet, der Entscheidung des Gefühls überlassen.

§. 151.

Je aufgeklärter und geübter unser Gefühl des Schönen ist, desto mehr dürfen wir demselben überhaupt bey allen vorkommenden Gegenständen trauen, so fern wir uns nämlich mit der Natur und dem Zwecke derselben hinlänglich bekannt gemacht haben.

S. Du Bos Reflex. Crit. T. II. Sect. XXII. — Von der Kritik der Empfindungen über eine Stelle des Herrn du Bos, in der Bibl. der schön. Wiss. VIII. B. I. St. — Reynolds Rede, daß man die Malerey nicht nur nicht als eine Nachahmung betrachten muß, die durch Täuschung wirkt; sondern daß sie, genau zu reden, ganz und gar keine Nachahmung der sichtbaren Natur ist und seyn soll, in der N. Bibl. der schön. Wiss. ꝛc. XXXV. B. I. St. — Du Bos hat meines Wissens in neuern Zeiten vornehmlich die Veranlassung zur Untersuchung der hier abgehandelten Materie gegeben, indem er behauptete, daß die Vortreflichkeit eines Gedichtes und eines Gemähldes sich am besten durch die innere Empfindung bestimmen lasse. Vorher sahe man den Geschmack mehr als Eigenthum der Kenner und Künstler an, ohne doch den Nichtkennern alle Einsicht in die Vortreflichkeit eines Kunstwerkes, noch vielweniger das Gefühl des Schönen abzusprechen. Jezo spricht man mehr von Natur und Gefühl, als von Schönheit und Geschmack, welches auch in der That bequemer ist. Du Bos gieng von

einer richtigen Idee aus, die er aber nicht hinlänglich bestimmte und zergliederte, und die ihn weiter vom rechten Weg abführte, als ihm vermuthlich selbst lieb war, wiewohl er dabey immer wieder einzulenken suchte. Wenn man ihn mit sich selbst vergleicht, so findet man, daß er mehr um die Wahrheit herumtappt, als sie eigentlich verläßt; und wenn sich ein solcher praktischer Beobachter von seiner Materie verläuft, so werden wir dafür durch eine Menge treflicher Bemerkungen von ihm schadlos gehalten, welches bey speculativen Verirrungen selten der Fall ist. Es bedarf bey solchen Schriftstellern oft nur einer kleinen Nachhülfe von Seiten des Philosophen, um sie auf den rechten Weg einzuleiten, und so unbestimmt und unzusammenhängend auch viele Künstler und Kunstverständige zu schreiben pflegen, so lassen sich doch gerade aus ihren Schriften die besten Materialien zur Erweiterung der Aesthetik hernehmen; so wie sie sich auch besser nuzen als in forma widerlegen lassen.

VIII.

Vom Wachsthume und der Abnahme des Geschmacks. Gründe des schlechten Geschmacks.

§. 152.

Der Geschmack fängt sehr frühe an sich zu äussern, und ist anfangs blos ein dunkles und verworrenes, unrichtiges, rohes und eingeschränk-

tes Gefühl des Schönen. Diese Unvollkommenheit und Grobheit des Geschmacks dauert bey einem grossen Theil der Menschen aus Mangel an Aufklärung und Uebung beständig fort, und bey manchen wird der Geschmack nur auf eine niedrige, verkehrte und läppische Manier geübt.

§. 153.

Nach und nach entwickelt sich der Geschmack so weit, daß er die verschiedenen Schönheiten und Fehler, die unterscheidende Art und den Charakter derselben wahrnimmt, höhere Grade von Wahrheit, Richtigkeit und Vollkommenheit unterscheidet, und zusammengeseztere Verhältnisse faßt und vergleicht; — aber daneben noch immer starke Sinneserschütterungen liebt, Abwechslung der Schicklichkeit, und Ueppigkeit der Simplicität vorzieht.

§. 154.

Weiterhin beginnt der Geschmack auch die sanftere feinere Reitze und Delicatessen der Kunst, Schicklichkeit, Politur und Grazie zu schätzen, und sich in allen Theilen der Kunst immer mehr auszubilden; — allein bey diesem Uebergange von Wahrheit und Natur zur Schönheit und Kunst

ist er mancherley Verirrungen ausgesezt, im Einzelnen fein und genau, im Ganzen noch unrichtig und unsicher.

§. 155.

Endlich kommen die verschiedenen Kräfte des Geschmacks mit zunehmender Erweiterung, Verfeinerung und Erhöhung immer mehr ins Gleichgewicht, und die verschiedenen Empfindungen desselben werden einander gehörig untergeordnet, alsdann erhebt sich das Gefühl des Schönen zum reifen Geschmack, der nur durch Werke von vollkommener Schönheit befriediget wird, die durch die vollkommenste Harmonie und Schicklichkeit der Theile alle Kräfte des Geschmacks in der vollkommensten dem Interesse der Menschheit angemessensten Eintracht beschäftigen, verfeinern, veredeln und erhöhen.

§. 156.

Die Abnahme und der Verfall des Geschmacks zeigt sich mehr bey einem ganzen Volk, als bey einzelnen Menschen, und gemeiniglich werden in verdorbenen Zeitaltern Künstler und Publikum durch einander selbst wechselsweise verdorben.

§. 157.

Da es ein Gesez der Natur ist, daß die Vollkommenheit an ihren Verfall gränzt, und auch Schönheit und Geschmack gewisse Gränzen haben, welche nicht überschritten werden dürfen; so vergeht auch der gute Geschmack durch sich selbst, besonders wenn er keinen festen Grund in der Gesezgebung hat: durch Neuerungssucht, durch Verderbniß der Vernunft und der Sitten.

§. 158.

Selten geht der gute Geschmack in einem Lande auf einmal verlohren, ausser wenn die Verfassung desselben von innen oder von aussen zerrüttet wird, und nur nach und nach, anfangs unmerklich, tretten in der Kunst an die Stelle der edlen und ausdrucksvollen Einfalt und der schönen Verhältnisse in den Theilen und im Ganzen Künsteley und Ziererey, weichliches unmännliches Wesen, Uebertreibungen und Falschheiten jeder Art, unordentliche unförmliche Zusammensezungen, Ungleichheiten des Styls, und Erfindungen neuer Zwittergattungen, die mehr durch ihre Neuheit und Seltsamkeit gegen die Lange-

weile schützen, als den Sinn für Vollkommenheit befriedigen.

§. 159.

Selbst die Versuche zn der grossen Manier der Vorfahren zurückzukehren sind da, wo der schlechte Geschmack einmal Wurzel gefaßt hat, meistens vergeblich, und die ächte Kritik verschwindet in verdorbenen Zeitaltern.

§. 160.

In einzelnen schönen Künsten kann sich der gute Geschmack oft blos aus verminderter Liebhaberey an denselben auf eine Zeitlang verlieren; denn die Güte der Kunstwerke steht in einem gewissen Verhältniß mit der Achtung und Belohnung der Künstler.

§. 161.

Der Mangel an Geschmack oder die Geschmacklosigkeit entsteht bey einzelnen Menschen theils aus einer natürlichen Schwäche der Kräfte des Geschmacks, theils aus Mangel an Kultur und Uebung. Bey einigen sind die Kräfte des Geschmacks von Natur so schwach und matt, daß sie überhaupt keines grossen Grades der Verbesserung durch Uebung fähig sind. Bey den mei-

sten rührt der Mangel an Geschmack von Nachlässigkeit her, weil sie sich mit den Werken der Kunst blos zum Zeitvertreib beschäftigen, oder nur ihr Gedächtniß mit gelehrten Kenntnissen anfüllen, und die höhere Kräfte der Seele allein bearbeiten, oder auch blos der Erwerbung ihrer Nahrung und der Befriedigung sinnlicher Lüste nachgehen.

§. 162.

Der falsche Geschmack entsteht gleichfalls theils aus einer natürlichen Stumpfheit der innern Sinne, oder aus der Schwäche der Urtheilskraft, theils aus falschen und halbwahren Begriffen von den Eigenschaften und Endzwecken der Kunst, und aus unordentlicher oder einseitiger Uebung an den Werken der Kunst.

§. 163.

Nicht nur im Menschen selbst, sondern auch ausser ihm liegen mehrere Gründe der Verderbniß des Geschmackes: diese sind vornehmlich schlechte Erziehung, Autoritäten von allerley Art, Meynung und Beyspiel anderer. Je weniger er bey seinem natürlichen Hang zur Nachahmung selbst

prüft und untersucht, desto leichter wird er von dem rechten Weg des Geschmacks abgeführt.

§. 164.

Bey Künstlern entsteht der falsche Geschmack insbesondere daher: daß sie sich ihre erste Begriffe von Schönheit und Kunst aus unreifen Eindrücken bilden, verschiedene Künstlermanieren sich eigen machen, und diese hernach mit der Natur zu vergleichen verabsäumen, in den Kunstakademieen schlecht unterrichtet und angewiesen werden, und sich in ihren Arbeiten nach den Vorurtheilen und den verdorbenen Sitten ihrer Zeit oder auch nach dem schlechten Geschmack einzelner reichen Thoren richten.

§. 165.

Der Geschmack kann durch unvollständige einseitige Aufklärung und Uebung so mißleitet und verdorben werden, daß unaufgeklärte ungebildete Menschen, die sich den Einwirkungen der Kunst gutmüthig überlassen, das natürliche Schöne oft besser empfinden, als manche Kritiker von Profession und sogenannte Schöngeister.

Die weitere Ausführung dieser Materie, die hier vorläufig nur im Allgemeinen abgehandelt werden konn-

te, findet sich in dem folgenden Hauptstücke. — Ueber dieses erste Hauptstück sind vornehmlich nachzulesen: Versuch über den Geschmack von Gerard, nebst zwo Abhandlungen über die Materie von Voltaire und d'Alembert, Breslau 1766. (das vorzüglichste Buch in dieser Materie) — Ebendesselben Versuch über das Genie, Leipz. 1766. III. Th. VI. Absch. — DAVID HUME Dissertation sur la Regle de Gout, Essai sur la Delicatesse du Gout & la Vivacité des Passions, in dessen Oeuvres philos. a Londres 1764. T. III. VI. — Home von der Regel des Geschmacks, in dessen Grunds. der Kritik. II. B. XXV. Cap. — Burkes, philos Untersuch. über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, Einleitung von dem Geschmacke. — Reids Versuch über den Geschmack, übersezt in der N. Bibl. der schön. Wiss. XXXI. B. St. 2. — Reynolds Rede vom Geschmack in der Malerey, übersezt in eben dieser Bibl. XXIII. B. St. 2. — Essai historique & philosophique sur le Gout, par M. Cartaud de la Vilate. a Londres 1751. — L'Art de sentir & de juger en matiere de Gout, a Paris, 1762. T. I. II. — (beyde Werke sind ihrer Ausführlichkeit ungeachtet nicht erheblich.) Analyse de la Notion du Gout, par M. Formey. S. Histoire de l'Acad. Roy. des Scienc. &c. a Berlin. Année. 1780. — Ein Aufsatz über den Geschmack von Hrn Marmontel, in dessen Belisaire. — Sulzers Theorie, Art. Geschmack. — Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern, da er geblühet. Von Herrn Herder. Berlin. 1775. — Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit. Leipzig und Mietau. 1776. (von Herrn Herz) — Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen. Leipz. 1781. (von Herrn Wezel.)

II. Hauptstück.

Von den Gründen der Verschiedenheit des Geschmackes.

I. Abschnitt.

Von den nächsten Ursachen der Verschiedenheit des Geschmackes.

IX.

Einleitung.

§. 166.

Die Erfahrung lehrt, daß die Geschmacksempfindungen und Geschmacksurtheile der Menschen bey einzelnen Gegenständen oft sehr verschieden, und sich oft ganz entgegengesezt sind; und daß der Geschmack einzelner Menschen und ganzer Völker überhaupt sowohl bey der Hervorbringung als bey dem Genuß und der Beurtheilung des Schönen sich in vielen Stücken unähnlich und ungleich ist.

§. 167.

Die Ursachen dieser Verschiedenheit der aesthe-

tischen Empfindungen und Urtheile und des Geschmackes überhaupt sind entweder **nähere**, die in der jedesmaligen Vorstellung, die man sich von einem Gegenstande macht, liegen; oder **entferntere**, die in den Verschiedenheiten der erkennenden und empfindenden Kräfte der Seele und in körperlichen Dispositionen ihren Grund haben. Die leztern sind entweder **unmittelbare**, als nämlich Verschiedenheit der Seelenkräfte, so wie man sie von Natur erhalten oder angebaut hat, und Dispositionen des Körpers; oder **mittelbare**, physische und moralische, die durch die Veränderungen, die sie in der Art zu denken und zu empfinden, dem Charakter, dem Temperament und der Sprache einzelner Menschen und ganzer Völker, und in der physischen Beschaffenheit eines Landes hervorbringen, auch Einfluß auf den Geschmack haben, als z. B. **Clima**, **Stand der Kultur**, **Erziehung**. rc

§. 168.

Die nächsten Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks lassen sich gröstentheils auf die verschiedene **Beschaffenheit der Kenntnisse und Einsichten**, die man von einem Gegenstande

hat,

hat, und auf die verschiedene Beschaffenheit der Aufmerksamkeit, womit man denselben betrachtet, zurückführen; und beziehen sich mehr auf die Verschiedenheit einzelner aesthetischer Empfindungen und Urtheile, als des Geschmackes selbst, der an sich gut seyn kann, wenn er sich gleich in Ansehung einzelner Gegenstände und des Grundes seiner Empfindungen zuweilen irrt.

X.

Beschaffenheit der Kenntnisse und Einsichten.

§. 169.

Wenn wir die Schönheiten und Fehler eines Werkes der Kunst gehörig empfinden und richtig beurtheilen sollen, so müssen wir zuerst die demselben zum Grund liegenden Ideen und Empfindungen, die Gattung und den besondern Zweck desselben, und die Gesetze der Kunst genau und vollständig kennen. (§. 39. 46.)

§. 170.

Je genauer und vollständiger, oder je mangelhafter und einseitiger unsere Erkenntniß von allen diesen Stücken ist, desto besser oder schlechter werden wir das Werk beurtheilen, desto mehr

Bayerische Staatsbibliothek München

oder weniger wird es uns gefallen, desto mehr oder weniger werden wir im Stande seyn, mittelmässige und gute Werke von einander zu unterscheiden.

§. 171.

Schon aus der Beschaffenheit der Kenntnisse allein läßt sich also grossentheils die Verschiedenheit der aesthetischen Empfindungen und Urtheile bey einzelnen Gegenständen, besonders bey fremden Werken der Kunst, erklären.

§. 172.

Da wir nämlich fremde Sitten, Denkungs- und Handlungsarten ohne langes und oft schwieriges Studium nicht kennen lernen, und auch nicht leicht an denselben Theil nehmen, wenn sie zu sehr von den unsrigen abweichen; da ferner in manchen Werken der Kunst vieles von dem, was die Einbildungskraft des Lesers selbst ergänzen muß, nach und nach unbekannt wird; so ist es sehr begreiflich, daß fremde und alte Werke oft so schief beurtheilt werden, und so wenig Eindruck machen, daß Uebersetzungen derselben so leicht ihres Zweckes verfehlen, daß die Bewunderung der Alten bey vielen sich nur auf eine falsche

Schaam gründet, und daß besonders komische und satyrische Werke so leicht veralten. rc.

§. 173.

Zweytens müssen wir das Medium, dessen sich der Künstler zur Mittheilung seiner Gedanken und Empfindungen bedient, und welches in den redenden Künsten die Sprache ist, eben so genau und vollständig, als den Inhalt des Werkes selbst, kennen.

§. 174.

Wer daher eine Sprache nur halb und unvollkommen versteht, für den geht ein grosser Theil von der Malerey und Harmonie des Styls und von der Kraft der Gedanken selbst gänzlich verlohren, für den müssen ferner alle Werke, deren Werth hauptsächlich von der Poesie des Styls abhängt, nur einen schwachen oder wohl gar keinen Reiz haben.

§. 175.

Da wir nun selten in einer fremden Sprache so fein und genau empfinden und denken, als in der unsrigen; da ferner das, was in der einen Sprache correct und natürlich ist, in einer andern unrichtig und übertrieben seyn kann; und

man das, was sich in einem Werke der Kunst auf Wohlklang und Harmonie bezieht, aus Unwissenheit und Unempfindlichkeit leicht für weitschweifig und declamatorisch hält; so ist es wiederum sehr begreiflich, daß und warum fremde und alte Werke gewöhnlich so schief beurtheilt werden, gewisse Gattungen von Werken so schwer zu übersetzen sind, und der Geschmack der heutigen kultivirtesten Völker sich mehr in Absicht auf Gemählde und Tonstücke als auf die Werke der Dichtkunst nähert.

XI.

Beschaffenheit der Aufmerksamkeit. Gemüthszustand. Ideenadsociation. Gewohnheit. Neuheit.

§. 176.

Ein anderer nächster Hauptgrund der Verschiedenheit der aesthetischen Empfindungen und Urtheile verschiedener Menschen, ist die verschiedene Beschaffenheit und Richtung der Aufmerksamkeit, mit welcher man ein Werk der Kunst betrachtet. (§. 51.)

§. 177.

Die Werke der Kunst gefallen oder mißfallen uns in verschiedenem Grade, und werden richtiger oder unrichtiger von uns beurtheilt, je nachdem unsere Empfindungskraft gegenwärtig frisch oder matt ist, und je nachdem wir selbst unsere empfindende und denkende Kräfte willkührlich nachlassen oder anstrengen.

§. 178.

Die Werke der Kunst werden ferner verschiedentlich empfunden und beurtheilt, je nachdem wir dieselbe blos von der einen oder der andern Seite oder von allen Seiten zugleich betrachten, und Schönheiten und Fehler gegen einander abwägen, und je nachdem unsere empfindende und denkende Kräfte frey oder nicht frey wirken.

§. 179.

Zu den Hindernissen der Aufmerksamkeit, die theils uns abhalten, ein richtiges Urtheil über den Werth eines Gegenstandes oder Kunstwerkes zu fällen, theils auch das natürliche Verhältniß unserer Empfindungen gegen die in dem Gegenstand vorhandene Kraft mehr oder weniger abändern, gehören vornehmlich Gemüthsfassung

oder Stimmung, Ideenadsociation, Gewohnheit und Neuheit.

§. 180.

Die Fassung oder Stimmung unserer Seele zu der Zeit, da wir ein Werk der Kunst betrachten, hat bald einen vortheilhaften, bald einen nachtheiligen Einfluß auf die Eindrücke, die wir von aussen erhalten, je nachdem wir nämlich gerade jezo von ähnlichen oder von entgegengesezten Vorstellungen eingenommen sind, und nach dem Eindrucke richten sich auch meistens die Urtheile über den Werth des Werkes.

§. 181.

Dieß gilt vornehmlich von allen denen Werken der Kunst, die hauptsächlich auf das Herz wirken sollen; oder deren Wirkung grossentheils von der Mitwirkung der Einbildungskraft des empfindenden Subjectes, und folglich von der jedesmaligen Gemüthsstimmung desselben abhängt: vornehmlich von den Werken der Tonkunst und der redenden Künste.

§. 182.

Eben daher, weil die Gemüthsstimmung einen so mächtigen Einfluß auf die Wirkung der Kunst

hat, bemühen sich auch die Künstler durch allerley Mittel, durch Präludiren, Eingang der Rede, Ankündigung, Ton des Vortrages eine ihren Absichten angemessene Gemüthsstimmung hervorzubringen.

§. 183.

Auch die Ideenadsociation oder Zugesellung fremder Begriffe und Empfindungen hat einen so starken Einfluß auf unsere Empfindungen, und von diesen auf unsere Geschmacksurtheile, daß wir selten eine ganz reine Empfindung durch die Schilderungen der Kunst bekommen, besonders wenn sie unserer Imagination noch manches zu ergänzen und weiter auszumalen überlassen.

§. 184.

Die Wirkungen der Ideenadsociation sind von mancherley Art, und bey verschiedenen Menschen verschieden, weil jeder Mensch sein eigenes verschiedentlich bestimmtes Ideen- und Empfindungs-System hat.

§. 185.

Sowohl die Erfahrung als auch die Geschichte lehren, daß theils durch Vergesellschaftung der Ideen von der Person des Künstlers, dem Genie,

Charakter und Stand desselben, dem Orte, wo er lebt, der Nation, der er zugehört, dem Jahrhunderte, in welchem er schrieb, den besondern Verhältnissen, in welchen wir mit ihm stehen; — theils überhaupt durch die nähere Beziehung seines Werkes auf unser eigenes Ideen- und Empfindungs-System und durch die Wiedererinnerung an ehemalige Auftritte unsers Lebens mittelmässige Werke oft mehr wirken als gute, oft lange Zeit selbst von einem grossen Theil des Publikums bessern Werken vorgezogen werden, die Art und der Grad der Empfindlichket bey verschiedenen Menschen ungemein abgeändert wird, und Schönheiten und Fehler in einem ganz andern Lichte erscheinen.

§. 186.

Von der Ideenadsociation hängt besonders auch der Einfluß der Mode, der Beyspiele und Autoritäten von jeder Art ab.

§. 187.

Ausser der Ideenadsociation hat noch besonders die Gewohnheit nicht nur auf die Empfindungen und Urtheile über einzelne Gegenstände, sondern auch auf den Geschmack einzelner Men-

schen und ganzer Völker überhaupt einen minder zufäiligen beständigern bald vortheilhaften bald nachtheiligen Einfluß.

§. 188.

Die Gewohnheit macht uns fähig auch schwächere Eindrücke, feinere und zusammengeseztere Schönheiten vollständig und schnell zu unterscheiden, und giebt unserm Geschmack Bestimmtheit und Festigkeit.

§. 189.

Die Gewohnheit macht aber auch gleichgültiger gegen das Schöne, vermindert das Gefühl der Unschicklichkeit der Verbindung bey gewissen Gegenständen, macht den Geschmack zwar bestimmt und fest, aber auch leicht einseitig und eckel, und uns überhaupt geneigt, gewisse Manieren, Verhältnisse und Formen für die einzig schicklichen zu halten, und nicht leicht gegen andere eben so gute oder wohl bessere zu vertauschen; — eben daher ist die Gewohnheit zu allen Zeiten ein Hinderniß für das weitere Fortkommen der Kunst gewesen.

S. Theorie der moralischen Empfindungen von Adam Smith. Braunschw. 1770. V. Th. I. Haupst. —

Hemsterhuis Abh. über die Bildhauerey. S. 26. in dessen verm. philos. Schriften. I. Th. Leipz. 1782.

§. 190.

Endlich gehört neben der Gewohnheit auch die Neuheit zu den nächsten Ursachen der Verschiedenheit des Wohlgefallens und Mißfallens an den Werken der Kunst; denn der Mensch hat bey aller seiner Liebe zum Gewohnten doch einen starken Hang zur Abwechslung, und das Neue steht dem Gewohnten nicht immer entgegen.

§. 191.

Die Neuheit äußert ihren Einfluß weniger in den Werken der Kunst, als in solchen Dingen, deren Natur eine Menge willkührlicher Abänderungen zuläßt, und die mehr das Werk der Phantasie als des Geschmacks sind: z. B. in der Wahl der Kleidung, der Meubeln, und in allen Dingen, die man nicht zum Gebiete der schönen Künste rechnet.

§. 192.

Die Neuheit macht mittelst der Lebhaftigkeit des Eindrucks und mittelst der Ideenadsociation, daß zuweilen schlechter Geschmack und falscher Geist Mode wird; daß gute Schriftsteller von mit-

telmässigen eine Zeitlang verdrungen werden; und daß man sich zuweilen auf eine gewisse, oft geringere, Gattung des Schönen ausschliessend einschränkt.

§. 193.

Alle diese bisher angeführten Gründe der Verschiedenheit der Geschmacksäusserungen wirken zwar auch auf den Mann von Verstand und Geschmack, so wie auf andere Menschen; jedoch mit dem Unterschiede: daß jener nicht blos nach dem Eindrucke, und nicht so voreilig urtheilt, wie andere.

II. Abschnitt.

Von den lezten Gründen der Verschiedenheit des Geschmacks.

XII.

Allgemeinste Verschiedenheiten des Geschmacks.

§. 194.

Die Verschiedenheit des Geschmacks nach seinem allgemeinsten Verhältniß betrachtet bezieht

sich entweder auf die Art, oder die Stärke, oder die Anzahl der Empfindungen.

§. 195.

1) Nicht alle Menschen haben einerley Art von Vorstellungen und Empfindungen. Einige werden ganz oder vorzüglich von blos sinnlichen Vorstellungen beherrscht; bey andern sind die sinnlichen Vorstellungen zugleich oder vorzüglich mit Nachdenken über die Beschaffenheit der Dinge begleitet. Bey jenen hat also der Geschmack mehr vom Gefühle, bey diesen mehr von Urtheilskraft an sich.

§. 196.

Einige sind mehr zu angenehmen, andere mehr zu vermischten Empfindungen aufgelegt; einige mehr für diese, andere mehr für jene Art von Empfindungen empfänglich, deren sich überhaupt mehrere nach der Verschiedenheit der Gegenstände unterscheiden lassen.

§. 197.

2) Nicht alle Menschen haben einerley Ton in ihren geistigen und körperlichen Kräften, und folglich auch nicht einerley Stärke der Empfindungen. Bey dem einen sind die Empfindungen stumpf

und matt, bey dem andern fein und lebhaft, aber gemässigt, bey dem dritten feurig und ungestümm, wornach sich auch die Begierden richten.

§. 198.

Empfindungen, Neigungen und Thätigkeiten sind bey verschiedenen Menschen auch der **Dauer** nach verschieden.

§. 199.

3) Nicht alle Menschen haben endlich einerley **Umfang** von Ideen, Empfindungen und Neigungen. Bey einigen ist eine oder die andere Art von Empfindungen herrschend, bey andern sind mehrere Arten von Empfindungen in gleicher Stärke vorhanden.

XIII.

Klassification der mancherley Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks.

§. 200.

Bey einem Werke der Kunst kommen in Betrachtung die Geisteskräfte des Künstlers, mit welchen er erfindet, darstellt und anordnet, die Materialien, die er bearbeitet, und das Medium,

welches in den redenden Künsten die Sprache ist, wodurch er uns seine Gedanken und Empfindungen mittheilt. Demnach müssen zuerst die Verschiedenheiten der Geisteskräfte, der Einsichten, des Charakters, des Temperamentes und der Sprache nach ihrem Einflusse auf den Geschmack der Künstler und Kunstliebhaber betrachtet werden.

§. 201.

Sodann sind die mittelbaren Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks zu erörtern, die mittelst ihres Einflusses auf Geist und Körper, Sprache und Materialien der Kunst zugleich auch auf den Geschmack wirken. Diese sind entweder allgemeine; als Clima und Stand der **Kultur** mit Inbegriff der **Staatsverfassung**, des **gesellschaftlichen Lebens**, der **Wissenschaften**, und der öffentlichen **Erziehung**: oder besondere; als **Stand**, **Alter**, **Geschlecht**.

§. 202.

Ausser den angeführten mittelbaren physischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks einzelner Menschen und ganzer Völker giebt es noch mehrere andere, die besonders in der Geschichte der Kunst zum Theil sehr erheb=

lich sind, aber wegen ihrer Besonderheit und Zufälligkeit hier nicht erörtert werden können. Z. B. der wichtige Umstand, ob ein Volk frühe ohne fremde Beyhülfe sich selbst seinen Geschmack gebildet hat, oder nicht.

XIV.

Einfluß der Geisteskräfte und Einsichten.

§. 203.

Die Vorstellungen und Empfindungen, von welchen der Geschmack abhängt, richten sich nach der Beschaffenheit der Vorstellungs- und Erkenntnißkräfte und der durch Erfahrung und Nachdenken erworbenen Einsichten, und folglich müssen von der verschiedenen Beschaffenheit der leztern auch Verschiedenheiten in dem Geschmacke sowohl dem ausübenden als dem geniessenden entstehen.

§. 204.

1. Die Verschiedenheit des Genies und des Geschmacks entsteht zuerst aus dem Unterschiede unter den ersten Sensationen, welche die Grundlage aller Vorstellungen des Geistes und unserer Theilnehmung an den Gegenständen, oder der

Empfindungen von Lust und Unlust sind, und von der Beschaffenheit des äußern und innern Sinnes abhängen.

§. 205.

Die Beschaffenheit der Sinneskräfte, so wie wir dieselben von Natur erhalten oder durch Uebung angebaut haben, hat einen mannigfaltigen Einfluß auf die aesthetischen Empfindungen, Urtheile und Neigungen so wohl einzelner Menschen als ganzer Völker. Von dem verschiedenen Umfange der Sinneskräfte kommt es her, daß einige überhaupt nur für die Eindrücke eines einzigen äußern oder innern Sinnes, andere für die Eindrücke mehrerer oder aller Sinne; — einige nur für gewisse besondere, andere für mehrere oder für alle Gegenstände eines und desselben Sinnes; — einige nur für einige, andere für mehrere oder für alle Eigenschaften eines und desselben Gegenstandes der Sinne empfänglich sind.

§. 206.

Von der verschiedenen Stärke der Sinneskräfte kommt es her, daß einige auch die schwächere und sanftere Eindrücke, die feinere und zusammengesetztere Schönheiten in den verschiedenen

sinn=

sinnlichen Gegenständen und Eigenschaften derselben schnell und leicht unterscheiden, lebhaft davon gerührt und aus geringern Veranlassungen leicht zu einer starken Wirksamkeit der Vorstellungs- und Begehrungskräfte gereizt werden; andere hingegen nur durch starke heftige Eindrücke auf ihre Sinne gerührt werden, und nur durch ganz besondere Veranlassungen und Verbindungen der Umstände in's Feuer kommen.

§. 207.

II. Die Verschiedenheit des Genies und des Geschmacks entsteht zweytens aus dem Unterschiede in der Einbildungskraft, die wiederum bey jedem auf verschiedene sinnliche Gegenstände, Eigenschaften und Verhältnisse gerichtet ist, und einen verschiedenen Grad der Stärke hat.

§. 208.

Bey dem Einfluß der Einbildungskraft auf das Genie und den Geschmack kommt es darauf an: 1) ob sie überhaupt lebhaft oder matt ist; denn die Dinge wirken nicht blos vermöge des sinnlichen Eindruckes, sondern auch nach der Beschaffenheit der dabey erweckten und zugesellten

Vorstellungen auf den Geschmack des Künstlers und des Kunstliebhabers.

§. 209.

2) Ob sie mehr nach mechanischen Reizen, oder mehr als selbstthätiges Seelenvermögen wirkt; welches auf die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Stärke und Uebereinstimmung der Bilder, so wie auch auf die Vollkommenheit des Geschmacks einen verschiedenen Einfluß hat.

§. 210.

3) Ob sie schnell oder langsam wirkt, und wie dauerhaft ihre Wirkungen sind. Denn daher kommt es, daß der eine ein Verhältniß leicht genug findet, das einem andern zu schwer oder zu leicht ist; daß der eine mehr das Muntere und Lebhafte, die flüchtige, vorübereilende Manier, die zerschnittene Schreibart (style coupé), der andere mehr das Feyerliche und Nachdrückliche, das Umständliche, Ausgemalte und Eindringende, und die periodische Schreibart liebt; ꝛc. daß der eine einen unbestimmten veränderlichen, der andere einen bestimmten festen Geschmack hat.

§. 211.

4) Durch was für Gesetze die Folge und Verbindung der Ideen dabey bestimmt wird; welches vornehmlich den eigenthümlichen Charakter des Genies, die besondere Manier und Form der Kunstwerke und die Unterschiede in dem Geschmack am meisten bestimmt und hervorbringt.

§. 212.

Zuerst entstehen aus den verschiedenen Hauptarten der Ideen-Adsociation Unterschiede in dem Genie und in dem Geschmack. Einige hängen ihre Ideen am meisten nach der Aehnlichkeit, andere nach der Reihe zusammen, in welcher sich die Dinge ihren Sinnen einmal vorgestellt haben, oder gewöhnlich vorstellen, und dieser Unterschied der Ideenverknüpfung findet sich selbst in den Sprachen; andere ordnen endlich ihre Gedanken nach dem Verhältniß von Ursache und Wirkung. ꝛc.

§. 213.

Ferner gründen sich auch auf die Verschiedenheit der einzelnen Arten oder Modificationen eines und eben desselben Ideenverhältnisses neue Verschiedenheiten des Genies und des Geschmacks.

Der eine sieht z. B. mehr auf die Aehnlichkeit der Eigenschaften, der andere auf die Aehnlichkeit des Eindrucks einer Sache; der eine mehr auf nahe und offenbare, der andere mehr auf entfernte und verborgnere Aehnlichkeiten; der eine hält sich mehr bey geringfügigen, der andere mehr bey wichtigen Verhältnissen der Dinge auf. ꝛc.

§. 214.

Endlich werden Genie und Geschmack sowohl durch das Uebergewicht gewisser herrschender Ideenverknüpfungen, als durch die verschiedene Proportion der übrigen untergeordneten Arten der Ideenverknüpfung verschiedentlich bestimmt.

§. 215.

5) Zulezt kommt es bey der Einbildungskraft auch auf den **Grad ihres Umfanges und ihrer Biegsamkeit** an. Bey einigen sind Genie und Geschmack nur auf eine gewisse Klasse von Eindrücken, auf einen besondern Ton, und auf besondere Formen eingeschränkt, weil nur eine Art von Ideen und Empfindungen, eine Art die Ideen zu verknüpfen bey ihnen das Uebergewicht hat. Andere wissen durch eine natürliche Empfänglichkeit für alle Arten von Eindrücken, und

durch eine gleiche Stärke der verschiedenen Kräfte der Ideenverknüpfung alle Arten von Eindrücken eben so gut zu empfinden als andern empfindbar zu machen, jeden Ton zu treffen, alle Formen anzunehmen, und sich den herrschenden Geist mehrerer Gattungen von Kunstwerken zuzueignen.

§. 216.

Bey einigen ist diese Biegsamkeit der Einbildungskraft blos mechanisch und ohne Genie; bey andern willkührlich, das heißt, abhängig von eigenen Empfindungen und von einer lebhaften und starken Vorstellung der Absicht und des Plans, und mit einem mehr oder weniger originalem Genie verbunden. Daher der Unterschied zwischen den gemeinen knechtischen Nachahmern, und zwischen den nachahmenden und Originalgenies.

§. 217.

III. Obgleich die Beschaffenheit der Sinneskräfte und der Einbildungskraft den Verstand eines jeden Menschen verschiedentlich bestimmt, und denselben in diesem oder jenem Zweige der Kunst mehr oder weniger scharfsichtig macht; so haben doch auch die Verstandeskräfte einen ei-

genthümlichen merklichen Einfluß auf Empfindung, Einbildungskraft und Geschmack: — und hiebey kommt es theils auf das Verhältniß derselben zu den sinnlichen Kräften überhaupt, theils auf die besondere Art derselben an.

§. 218.

Ein allzugrosses Uebergewicht der sinnlichen Kräfte über den Verstand hindert die Feinheit, Richtigkeit und Proportion der Empfindungen, die Regelmässigkeit der Einbildungskraft und den gründlichen Geschmack; ein allzugrosses Uebergewicht des Verstandes über die sinnlichen Kräfte macht hingegen trocken, unempfindlich und ungefällig.

§. 219.

Ein gehöriges Gleichgewicht zwischen den sinnlichen und intellectuellen Kräften macht das Kunstgenie und den Geschmack vollkommen, so daß beyde nie zu viel und nie zu wenig empfinden, und überall von der Idee des Endzweckes geleitet werden.

§. 220.

Auch bey einem im ganzen guten Geschmack kann entweder die feinere Empfindsamkeit oder

die schärfere Beurtheilungskraft besonders hervorstechen. Dieß bestimmt die Wahl und Aufmerksamkeit eines jeden auf gewisse besondere Arten der Gegenstände und Eigenschaften derselben, und ertheilt den Werken der Kunst entweder mehr Wärme, Leichtigkeit und Grazie, oder mehr Gündlichkeit und Zusammenhang.

§. 221.

Ferner hat auch die Urtheilskraft ihre besondere Arten, die nicht nothwendig beysammen sind, und in verschiedenem Grade besessen werden können. Diese geben gleichfalls dem Genie und dem Geschmacke ihre eigene Form, und machen beyde zur Hervorbringung oder Beurtheilung einer oder der andern Art von Kunstwerken mehr oder weniger geschickt.

§. 222.

IV. Endlich tragen die durch Erfahrung, Unterricht und Nachdenken erworbenen Einsichten eben so viel zu der Verschiedenheit des Genies und des Geschmacks bey, als die Verschiedenheiten der ursprünglichen Vorstellungs- und Erkenntnißkräfte.

§. 223.

Je geringer die Anzahl der Ideen ist, je weniger mannigfaltig und je schwächer sie unter einander verknüpft sind, und je geringer der Vorrath der durch Erfahrung und Nachdenken erworbener Kenntnisse ist, desto eingeschränkter, trüglicher, gröber und sinnlicher ist das Gefühl des Schönen. Bey roher Unwissenheit geräth die Imagination auf Ungereimtheiten, und ihre Produkte werden einförmig, unbestimmt und dürftig.

§. 224.

Mittelmässige Kenntnisse und halbe Einsichten machen zu voreiligen kecken Urtheilen und Entscheidungen, zu ungeschickten Nachahmungen und unüberlegten Neuerungen, zur pünktlichen Genauigkeit in Kleinigkeiten, zu Künsteleyen und Verschwendung von Zierrathen geneigt, und bringen den ungründlichen, einseitigen, partheyischen und falschen Geschmack hervor.

§. 225.

Ausgebreitete Kenntnisse hingegen und aufgeklärte richtige Begriffe von Schönheit und Kunst, verbunden mit einem von Natur und durch Uebung vielumfassenden geschärften Blicke, bilden

den Meister in der Kunst, und den Mann von gründlichem, sich überall gleichem, und sicherm Geschmacke.

XV.

Einfluß des Charakters.

§. 226.

Aus den vorhergehenden Untersuchungen erhellet von selbst, daß der Charakter, das heißt, der Inbegriff der Fähigkeiten und Neigungen eines moralischen Wesens auch den Geschmack desselben verschiedentlich bestimmt, und in diesem Betracht läßt sich nichts weiteres zu den bisherigen Erörterungen hinzusetzen. In wiefern man aber den Charakter vornehmlich von seiner moralischen Seite betrachtet, und in wiefern die beträchtlichsten Werke der Kunst, besonders der redenden Künste, sich mit der Darstellung und dem Ausdrucke moralischer Gegenstände und Empfindungen beschäftigen, insofern lassen sich noch besondere ausführlichere Untersuchungen über den Einfluß des sittlichen Charakters auf den Geschmack anstellen.

§. 227.

Erfahrung und Geschichte lehren zuerst, daß bey einzelnen Menschen und bey ganzen Völkern die Begriffe von Moralität oft sehr verschieden sind, und das moralische Gefühl überhaupt einen verschiedenen Grad der Ausdehnung und Stärke hat, welches sowohl auf die Empfindung und Beurtheilung, als auf den Stoff und die Darstellung der Werke der Kunst einen beträchtlichen Einfluß hat.

§. 228.

Erfahrung und Geschichte lehren ferner, daß sittliche Verderbnisse gewöhnlich auch von Verderbnissen des Geschmacks begleitet sind, oder die leztere nach sich ziehen; daß unmässiger Hang zu den Vergnügungen der gröbern Sinne, Eigennutz und pralerischer Stolz gegen die sanftere bescheidenere Reitze der Natur und der Kunst gefühllos machen, die Begriffe von Schönheit verunreinigen und vernichten, und die Kunst selbst zu einer feilen Dienerin der Wollust herabwürdigen.

§. 229.

Endlich erhellet auch aus der Natur der

Sache, daß der tugendhafte Charakter eine vorzügliche Fertigkeit haben müsse, das Moralisch-Schöne zu empfinden, und wenn alles übrige gleich ist, andern mit Wahrheit und Wärme empfindbar zu machen.

§. 230.

Hieraus folgt jedoch keineswegs, daß nur der tugendhafte Charakter allein das Moralisch-Schöne wahrnehmen und richtig darstellen könne, und daß man von der moralischen Schönheit eines Werkes der Kunst sofort auf die moralische Vollkommenheit des Künstlers schliessen dürfe; denn auch der untugendhafte Charakter kann das sittlich Gute und Böse, Anständige und Unanständige durch den Verstand kennen, und durch Hülfe der Phantasie bis zur Täuschung nachahmen.

§. 231.

Ferner wird derjenige, der das Moralisch-Schöne mehr aus Grundsätzen der Pflicht, als aus innerm lebhaften Gefühle liebt, dasselbe nicht besser, vielleicht minder lebhaft empfinden und andern empfindbar machen, als derjenige, der es nur aus Beobachtung anderer, und nicht aus ei-

gener Erfahrung kennt, und dabey eine lebhaftere Einbildungskraft besizt.

§. 232.

So viel bleibt jedoch immer gewiß, daß der Tugendhafte der Regel nach das Moralisch-Schöne leichter und besser empfindet, als der Untugendhafte; daß der leztere sich leicht dadurch verräth, daß er in der Darstellung und im Ausdrucke sittlicher Gegenstände und Empfindungen der Sache zu viel oder zu wenig thut; und daß es scharfsichtigen Köpfen selten an Kennzeichen mangelt, Empfindungen der Phantasie von Empfindungen des Herzens zu unterscheiden.

§. 233.

Noch vielweniger läßt sich behaupten, daß das wahrhafte Schöne überhaupt (das sich nicht immer auf Moralität bezieht), nur von einem mit edlen und tugendhaften Gesinnungen angefüllten Geist empfunden und hervorgebracht werden könne; denn dieß wird durch die Erfahrung gänzlich widerlegt, und kann nicht aus psychologischen Gründen erweislich gemacht werden.

§. 234.

Obwohl Tugend und Geschmack auf gemein-

schaftlichen Gründen, nämlich auf Anlagen und Uebungen der Einbildungskraft und des innern Sinnes, und der Verstandeskräfte beruhen, und eben daher einen mittelbaren Einfluß auf einander haben; so können doch beyde für sich bestehen, und durch besondere Kultur erlangt werden, so wie auch beyde besondere Uebungen erfordern, und nicht unmittelbar aus einander entstehen. Demungeachtet bleibt immer wahr, daß die Tugend ihrer Natur nach dem guten Geschmack günstiger ist, als das Gegentheil.

S. QUINTIL. Inst. Orat. L. XII. 1. 5. — HEYNE de morum vi ad sensum pulchritudinis, quam artes sectantur — in dessen Opusc. Academ. Vol. I. Gœtt. 1785. 8.

XVI.

Von den Temperamenten.

§. 235.

Die Erfahrung lehrt, daß auch der Zustand des Körpers oder die körperliche Constitution, das Temperament, auf die Empfindungen und Vorstellungen, folglich auf den Geschmack Einfluß hat.

§. 236.

Die Temperamente werden durch den verschie-

denen Grad der Stärke und Schwäche des Körpers, oder der thierischen Kraft überhaupt, und der Reizbarkeit und Empfindlichkeit in den äussern und innern Organen verschiedentlich bestimmt.

§. 237.

Das melancholische Temperament, das mit geringerer körperlichen Stärke viel geistige Kraft, und eine durch ungesunde Dispositionen oft sehr erhöhte Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbindet, enthält grosse Anlagen des Geistes, und Hang zu vermischten Empfindungen, die mehr still entzücken als lebhaft ergötzen. Menschen von diesem Temperament sind zu tiefen Untersuchungen, zu schweren und langwierigen Unternehmungen, zum Gefühl des Starken, Pathetischen und Erhabenen, zum Enthusiasm für Wahrheit und Vollkommenheit, zur Entdeckung des Fehlerhaften und zum bittern Spott, und zu einer gewissen Eigenheit und Selbstständigkeit des Geschmacks aufgelegt; aber verfallen ohne leitende Vernunft leicht in das Ueberspannte, Abentheuerliche und Ungereimte.

Aristoteles behauptet, daß die grösten Genies unter den Philosophen, Staatsmännern, Dichtern und

Künstlern Griechenlands samt und sonders melancholisch gewesen seyen, und führt zum Beweis mehrere Beyspiele von wirklichen Genies an Problem. Sect. XXX. S. auch Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums. Dreßden. 1764. 4. S. 83.

§. 238.

Das sanguinische T. das bey vieler körperlichen Kraft eine gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit hat, macht zu jeder Art von angenehmen Empfindungen und Kraftäusserungen geneigt, die mehr lebhaft ergötzen als tief rühren, und keine grosse Anstrengung des Geistes erfordern. Menschen von diesem T. lieben das Schöne im engern Sinne, das Anmuthige, Elegante, Geschmückte, die leichtere Spiele des Wizzes und das Komische, haben viel Fähigkeit zur Nachahmung und einen lenksamen obgleich unbestimmten und veränderlichen Geschmack, sind leichter zu befriedigen, lassen sich im Genuß des Schönen nicht leicht durch Fehler stören, können sich mittelst einer guten Erziehung und richtiger Grundsätze zu einer anhaltendern Arbeitsamkeit gewöhnen, und sich in mehrern Gattungen der Kunst hervorthun; aber verfallen

ohne Kultur leicht in Müssiggang, ins Läppische, Fade und Tändelnde. ꝛc.

§. 239.

Das boeotische T. das mit vieler Stärke sehr wenig Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbindet, hat einen entschiedenen Hang zu solchen angenehmen Empfindungen, die den Geist gar nicht, oder nur auf eine sehr gemeine und grobe Art beschäftigen. Menschen von diesem T. haben kein Gefühl für Wahrheit und Vollkommenheit nnd für die feinere bescheidnere Reitze der Natur und der Kunst, lieben das Platte Ungesalzene Niedrige in Gedanken und Ausdruck, und schreyenden Schimmer, können nur durch grobe Sinneserschütterungen, die andern oft Widerwillen Eckel und Grausen verursachen, in eine Art von Paroxysm (§. 31.) versezt werden, und sind gewöhnlich Verächter der Kunst oder der feinern Gattungen von Kunstwerken.

§. 240.

Wenn Menschen von diesem T. sich mit der Ausübung der Kunst beschäftigen, so zeichnen sich ihre Producte gewöhnlich durch unerhörte paradoxe Meynungen, durch Schwulst und Uebertreibungen

bungen jeder Art in Bildern und Empfindungen, durch plumpen schöckerhaften Witz, durch leeres sinnliches Geräusch, durch grobe Verletzungen der Gesetze des Wohlstandes und des Sprachgebrauchs, durch ungestaltete Zusammensetzungen, wilde Ungebundenheit und seltsame Vermischung des Niedrigen und Edlen, Komischen und Tragischen, Ernsthaften und Poßierlichen, und endlich durch Härte im Ausdruck und Ohrenzwang aus; — wovon sich Beyspiele genug in den Schriften der sogenannten Kraftgenies finden.

§. 241.

Das **cholerische** T. das bey vieler Kraft gleichviel Reizbarkeit und Empfindlichkeit hat, enthält gleich dem melancholischen T. Anlagen zu grossen Eigenschaften des Geistes, und Hang zu starken, obwohl minder feinen und weichen, Empfindungen. Menschen von diesem T. lieben Freymüthigkeit und Stärke in Gedanken und Ausdruck, haben mehr Gefühl für das Grosse und Erhabene, und selbst für das Prächtige und Schimmernde, als für das Anmuthige, Elegante und Naive, und vernachlässigen wohl gar das Rührende, Gefällige und Correcte in den

kleinern Parthieen, ahmen nicht gleich nach, richten sich in ihrem Geschmacke nicht gerne nach andern, bleiben sich mehr gleich, und haben Muth und Beharrlichkeit zur Unternehmung und Ausführung schwerer und langwieriger Arbeiten des Geistes.

§. 242.

Das **hypochondrische** T. das für die Schwäche seiner Kraft zu viele Empfindlichkeit besitzt, macht den Menschen unfähig zu aller Anstrengung des Geistes und zum ruhigen frohen Genuß des Schönen, und den Geschmack eigensinnig, eckel, spizfündig, pünktlich in Kleinigkeiten und unbeständig.

§. 243.

Das **phlegmatische** T. in welchem sich Schwäche und Reizlosigkeit beysammen finden, enthält so schwache Anlagen zum Geschmack, daß sie auch durch Erziehung und Uebung keines hohen Grades der Verbesserung fähig sind. Menschen von solchem T. lieben die Ruhe mehr als das Vergnügen, und finden nur an solchen Werken Wohlgefallen, die wenig Nachdenken erfordern, und durch Belustigung der Sinne und

Einbildungskraft die Aufmerksamkeit ohne viel eigene Mitwirkung eine Zeitlang wach erhalten, oder auch in einen behaglichen Schlummer einwiegen.

§. 244.

Wenn phlegmatische Köpfe sich auf die Kunst legen, so können sie es durch ausserordentlichen Fleiß und Geduld in dem mechanischen Theil der Kunst und in der genauern Nachahmung der Natur zuweilen weiter bringen, als lebhafte Geister; aber sie können weder erfinden, noch sich über die gemeine Natur erheben, noch anordnen, noch ihren Werken Geist und Leben einhauchen.

S. Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen von Kant. S. 27. ff. — Untersuchungen über den menschlichen Willen von Feder. II. Th. Buch III. Abschn. II. Kap. II. — Platners philos. Aphorismen. II. Th. S. 248. ff.

XVII.

Von der Sprache.

§. 245.

Da die Sprache auf die Art zu denken und zu empfinden überhaupt einen mächtigen Einfluß hat, und von der Vollkommenheit derselben die

Vollkommenheit der redenden Künste insbesondere größtentheils abhängt; so erhellt von selbst, daß das Genie, der Geschmack, der Charakter und die Form der Werke des Geistes durch verschiedene Sprachen verschiedentlich bestimmt werden müssen.

§. 246.

Eine Sprache ist vollkommen, wenn sie zur Erreichung aller Absichten der Rede, nämlich der Ueberzeugung, der Rührung und des Gefallens in gleichem Grade geschickt ist; und die Vollkommenheit der Sprache liegt theils in ihrem bedeutenden formellen, theils in ihrem körperlichen materiellen Theile, wobey es sowohl auf die Bezeichnung einzelner unzusammenhängender Begriffe und auf den Klang einzelner Töne, als auf die Verbindung mehrerer Begriffe und Töne ankommt.

§. 247.

I. Die Sprache ist in Absicht auf die Bezeichnung einzelner unzusammenhängender Begriffe vollkommen, wenn sie alle Begriffe der menschlichen Seele ausdrückt, und dieß mit so wenig Worten als möglich thut. Das leztere

wird durch Zusammensetzung, Ableitung und Inflexion oder Umendung erreicht.

§. 248.

Der Reichthum einer Sprache beruht nicht auf der Menge, sondern auf dem Werth und dem Gebrauch der Wörter: obwohl solche Synonymen, die blos von einerley Begriffe verschiedene Zeichen geben, dem Dichter und Redner in Absicht auf den materiellen Theil ihres Styls viele Vortheile verschaffen. Eine Sprache ist reich, wenn sie die Hauptideen in jeder Classe, die verschiedene Grade, Mischungen und Schattirungen derselben, und das Aehnliche in allen Ideen einer oder vieler Classen durch eigene Wörter ausdrückt.

§. 249.

Der erste Grund der Verschiedenheit der Sprachen liegt in ihrem Reichthum oder Mangel an Wörtern für die Hauptideen in manchen Classen, oder für die Grade, oder für die Nebenunterschiede der Hauptideen, oder auch an solchen Wörtern, die eine ganze Classe von Begriffen Einer Art umfassen, und eine zusammengesez-

tere Vorstellung in der Einbildungskraft hervorbringen.

§. 250.

Einige Sprachen sind reicher oder ärmer an Ausdrücken für den empfindenden, oder für den denkenden Theil der Seele überhaupt; einige sind mehr zur Schilderung und zum Ausdruck ernsthafter höherer Gegenstände und stärkerer Gefühle der Seele, andere mehr zum Ausdruck feinerer Gefühle und sanfterer Leidenschaften geschickt; einige haben mehr Ausdrücke für Gegenstände des gemeinen Lebens und der kunstlosen Natur, andere mehr zur Bezeichnung der feinern Verschiedenheiten der Sitten, der Gesinnungen und des Betragens im gesellschaftlichen und höfischen Leben; — welches alles der schönen Litteratur eines Volkes eine verschiedene Bestimmung giebt.

§. 251.

Einige Sprachen sind ferner reicher oder ärmer an poetischen und malerischen Wörtern, die die sichtbaren Erscheinungen der Dinge, die sinnlichen Theile einer Sache oder Handlung ohne alle Nebenbegriffe ausdrücken, und mit der Sache selbst im Ton oder Klang überein-

kommen; wodurch die Einbildungskraft mehr oder weniger begünstiget wird, und der Geschmack einer Nation und die Producte desselben einen eigenthümlichen Charakter und eine verschiedene Gestalt erhalten.

§. 252.

Endlich unterscheiden sich die Sprachen auch in der Menge der Redetheile von einander. Einige haben keinen Artikel, andere kein sächliches Geschlecht, einige mehr oder weniger Veränderungen der Zeitwörter, andere mehr oder weniger verbindende Partikeln.

§. 253.

Je mehr eine Sprache Verbindungswörter hat, desto mehr ist sie im Stande die Ideen in einen genauen Zusammenhang zu bringen, die feinere Verhältnisse der Dinge und Gedankenübergänge zu bezeichnen, der Rede Nachdruck und Stärke und dem Styl Geschmeidigkeit und leichten Fluß zu geben; destomehr hat sie Anlage zum kräftigen beseelten Dialog. Je weniger eine Sprache Verbindungswörter hat, desto weniger begünstiget sie die genaue Verbindung der Ideen,

desto kahler wird der Dialog, desto mehr veranlaßt sie eine abgerissene sententiöse Schreibart.

§. 254.

Die Mittel eine Sprache zu bereichern und abzukürzen sind Zusammensetzung, Ableitung, Inflexion; deren sich nicht alle Sprachen in gleichem Maaße bedienen.

§. 255.

Die Zusammensetzung ist ein vorzügliches Mittel die Grade und Nebenunterschiede der Begriffe auszudrücken, und macht besonders eine Sprache zur malerischen Poesie und zum Ausdrucke der Leidenschaften geschickt.

§. 256.

Die Inflexion oder Umendung, die die Verbindung zwischen Nenn- Eigenschafts- und Zeitwörter, und die verschiedenen Bestimmungen der Zeit, Modos, Personen und Zahlen, blos durch einige Veränderungen an den Endungen der Worte, (ohne die Beyhülfe fremder Wörter, ohne Artikel, Präpositionen, Hülfswörter) bezeichnet, macht die Sprache geschickt vieles mit wenigen Worten auszudrücken, und dem Styl Lebhaftigkeit und Stärke zu ertheilen.

§. 257.

II. In der Verbindung mehrerer Begriffe giebt es gleichfalls eine zwiefache Vollkommenheit der Sprache: einmal, daß sie durch die Stellung der Worte den Zusammenhang der Ideen allemal klar und genau bezeichnet; zum andern, daß sie diese Stelle hinlänglich abzuändern im Stande ist, um alle die verschiedenen Schattirungen in der Verbindung der Begriffe ausdrücken, und jede Art von Ton oder Charakter annehmen zu können.

§. 258.

Die Worte können auf eine dreyfache Art so verbunden werden, daß sie für sich einen Sinn bilden, und die Seele des Zuhörers oder Lesers ihre Beziehung und Verhältniß gegen einander wahrnehmen kann. Die Verbindung der Worte kann 1) durch blosse Umendung an den Worten selbst, folglich durch Declinationen und Conjugationen, oder 2) durch andere Worte, als Präpositionen, Hülfsverben, ꝛc. oder 3) blos durch die in dem Satze beysammenstehende Worte angedeutet werden, welche leztere Verbindung fast der einzige Syntax barbarischer Sprachen ist.

§. 259.

Die Sprachen der Alten bedienen sich vornehmlich der erstern, die Sprachen der Neuern der andern Art die Worte zu verbinden. Die Sprachen der Alten müssen sich jedoch auch der andern Art der Wortverbindung bedienen, weil sich nicht alle Beziehungen der Worte durch Umendung bequem ausdrücken lassen, und unter den Sprachen der Neuern machen einige mehr oder weniger Gebrauch von der Wortverbindung der alten Sprachen. So steht z. B. die deutsche Sprache in Ansehung der Wortverbindung zwischen den alten und neuern kultivirten Sprachen mitten inne.

§. 260.

Die erstere Art die Verbindung der Begriffe anzudeuten ist in jeder Rücksicht die vorzüglichste, und bestimmt hauptsächlich die Vollkommenheit einer Sprache. Sie verschafft der Sprache Kürze, Bestimmtheit und Nachdruck, weil sie vieles mit wenigen Worten ausdrückt, und alle Wiederholungen vermeidet, da hingegen durch die Menge von Neben- und Hülfswörtern der Gang der Sprache erschwert und gedehnt, und der Nachdruck ge-

schwächt wird; — befördert den Wohlklang, indem aus der Länge der Worte und aus dem Wechsel der Endungen eine angenehme Mannigfaltigkeit der Töne entsteht; — und ertheilt der Sprache die Freyheit der Wortfügung, wornach man in jedem Satze die Wörter, in jedem Perioden die Sätze nach der verhältnißmässigen Wichtigkeit der Jdeen und nach dem Wohlklange, folglich nicht blos nach der Ordnung des kalten Verstandes, sondern auch nach der Ordnung der Einbildungskraft und Empfindung, stellen und auf einander folgen lassen kann.

§. 261.

Die Freyheit der Wortfügung in den alten Sprachen verschaffte denselben mehrere besonders für die Poesie wichtige Vortheile. Denn 1) konnten sie vermöge derselben ohne Zweydeutigkeit, ohne nachtheilige Suspension eine Hauptidee mit allen ihren Nebenideen so stellen und anordnen, daß die Seele das Ganze mit allen seinen Theilen auf einmal zusammenfassen konnte, und zur Aeusserung ihrer vereinigenden Fähigkeiten, zum vielumfassenden Blick erweckt wurde; da hingegen die neuere Sprachen zur Einheit und

Rundung der Perioden weniger geschickt sind, und die Schriftsteller in kurzen und wizigen Sätzen zu schreiben veranlassen. 2) Konnten sie mehrere zur Bezeichnung sinnlicher Eigenschaften dienliche Beywörter häufen, und so gedrängt und schnell auf einander folgen lassen, daß man alle auf einmal zu hören oder zu sehen glaubte. 3) Konnten sie nicht nur wegen ihres Reichthumes an Worten und Wendungen, sondern auch wegen der Freyheit ihrer Wortstellung jede Art von Charakter und Ton nach Beschaffenheit der Materie und nach dem Gutbefinden des Schriftstellers mit der grösten Leichtigkeit annehmen, worinn jedoch die griechische Sprache einen grossen Vorzug vor der lateinischen hat. 4) Endlich konnten sie blos durch die Stellung den Ideen eine poetische Gestalt geben, und die fehlerhafte Häufung der Bilder vermeiden, wo nur ein ungeschmückter einfältiger Ausdruck der Empfindungen Statt finden sollte.

§. 262.

Es ist falsch, daß sich die alten Sprachen durch die Biegsamkeit ihrer Eigenschaftswörter und durch ihre Participien der Zweydeutigkeit

aussezten; unrichtig die Conjugationen durch Hülfsverben der durch Endungen darum vorzuziehen, weil sich mit den leztern nur äusserst dunkle Begriffe von den Verhältnissen der Dinge verbinden liessen; unrichtig, diejenige Wortstellung allein für die natürliche zu halten, die sich nach der stärksten Verbindung der Ideen richtet, oder der natürlichen Logik gemäß ist; und es ist ein schlechter Gewinn für eine Sprache, wenn sie zwar leichter zu erlernen ist, aber desto weniger für die verschiedene Bedürfnisse des Geistes sorgt.

§. 263.

Je mehr sich eine Sprache den Sprachen der Alten nähert; je mehr sie also die Veränderungen in den Nenn- Eigenschafts- und Zeitwörtern und Pronomen, und den Unterschied des Geschlechts durch Artikel und Endung unterscheidet, desto weniger braucht sie ihren gramatischen Gang zu binden, desto mehr kann sie sich der wahren natürlichen Ordnung nähern, und die Worte nach der verhältnißmäßigen Wichtigkeit der Ideen stellen, desto mehr kann sie dem Styl Mannigfaltigkeit in Wendungen und Ausdruck, Leben

und Stärke ertheilen, und dem ganzen Dichtergebiethe eine grössere Ausdehnung geben.

§. 264.

Je weniger Unterscheidungszeichen in den Endungen und im Artikel eine Sprache besizt, desto mehr muß sie die Stellung und Ordnung der Redetheile unveränderlich festsetzen, desto mehr muß sie die Vortheile der alten Sprachen entbehren, desto mehr muß sich ihr Dichtergebiete verengen, und desto schwerer muß es für den Schriftsteller seyn, seinem Styl Mannigfaltigkeit und Stärke zu geben.

§. 265.

Wenn eine der neuern Sprachen mit grösserer Freyheit in der Wortfügung noch eine Menge feiner Partikeln verbindet, so kann sie auch den Gedanken und Empfindungen noch mehr Bestimmtheit, Leben und Stärke geben, mehrere Charaktere annehmen, mehrere Sylbenmaaße der Alten nachahmen, und sich in der Kunst zu dialogisiren mehr auszeichnen.

§. 266.

Die Sprachen der Neuern besonders unterscheiden sich endlich auch darinn: daß sie einen

mehr oder weniger durch Regeln bestimmten, einfachern oder verwickeltern grammatischen Gang haben, und folglich der Zweydeutigkeit mehr oder weniger unterworfen sind; wobey man jedoch den Antheil der Sprache und die Schuld oder das Verdienst der Schriftsteller nicht verwechseln darf.

§. 267.

III. Die **materielle** Vollkommenheit der Sprache richtet sich nach der Annehmlichkeit, Mannigfaltigkeit und Schicklichkeit der Töne zum Ausdruck mehrerer Empfindungen und Bewegungen der Seele.

§. 268.

Die materielle Vollkommenheit der Sprache hängt ab von der Beschaffenheit der Elemente der Worte oder von der Zusammensetzung der Töne aus Buchstaben in Sylben, aus Sylben in Worte, und aus Worten in Sätze; von den Accenten oder der musikalischen Modulation; von der Quantität und der ganzen rhythmischen Einrichtung; von dem Reichthume an solchen Wörtern, die die Gegenstände durch Klang und Bewegung malen oder schildern; von der Frey-

heit der Wortfügung; und von der Freyheit die Worte zu verlängern, abzukürzen und zu verändern.

§. 269.

Da sich alle diese angeführten Mittel der materiellen Vollkommenheit der Sprache nur in den Sprachen der Alten, besonders in der griechischen, vereiniget fanden, so waren sie auch weit musikalischer, als die neuern, und ihre Schriftsteller konnten und musten um so mehr auf den Wohlklang ihrer Composition Rücksicht nehmen.

§. 270.

Unter den neuern Sprachen sind einige sanfter und melodiöser, aber monotonischer; andere rauher, aber mannigfaltiger, kräftiger und besonders zum Ausdruck starker und heftiger Leidenschaften und grosser Naturscenen geschickter; einige haben mehr oder weniger Geschicke zu dieser oder jener Gattung von Kunstwerken, zur Nachahmung dieser oder jener Versarten der Alten, und können den Reim mehr oder weniger entbehren.

Dieses Lehrstück ist in neuern Zeiten sowohl in allgemeiner, als in besonderer Hinsicht auf die Verschie-

denheit der neuern Sprachen am meisten bearbeitet worden. Jedoch haben wir noch von keiner neuern Sprache eine unpartheyische und genaue Untersuchung aller ihrer Mängel und Unvollkommenheiten, so wie ihrer eigenthümlichen Vortheile, und beydes wird gewöhnlich nach verschiedenen Grundsätzen beurtheilt und gegen einander abgewogen. In beyderley Hinsicht können vornehmlich folgende Schriftsteller nachgelesen werden: Dionysius Halicarn. περι συνθεσεως ονοματων. — Quintil. Instit. Orat. L. I, 4, 7. XII, 10, 27 — 38. — Hermes oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik von Harris ꝛc. Halle. 1788. 8. — Home Grundsätze der Kritik. Cap. 18. — Des Lord Monboddo Werk von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache ꝛc. Riga. 1785. — Blairs Vorlesungen über Rhetorik. ꝛc. 1 Thl. — Algarotti sur la Langue françoise, in dessen Oeuvres. Vol. III. a Berlin. 1772. 8. — Ueber Sprache und Schrift. Aus dem Französ. des Präsidenten von Brosses. 2 Thle. Leipz. 1777. 8. — Diderot Lettre sur les Sourds & Muets, a l'usague de ceux qui entendent & qui parlent. — Condillac Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß. 2ter Theil. Leipz. 1780. 8. — Elémens de Littérature, par M. Marmontel. T. VI. à Paris. 1787. 8. an verschiedenen Orten. — Traité de l'Arrangement des Mots, traduit du Grec de Denys d'Halicarnasse; avec des Réflexions sur la Langue Françoise comparée avec la Langue Grecque, &c. par l'Abbé Batteux. a Paris, 1788. 8. — Memoire sur la Prose Grecque, par M. l'Abbé Arnaud; in den Mem. de l'Acad. Roy. des Inscriptions & belles Lettres. T. XLI. a Paris. 1780. 4. — Observations générales sur la Grammaire & les Langues, par M. Thiebault, in den Nouv. Mem. de l'Acad.

Roy. des scienc. &c. a Berlin. Année 1784. — Dissertation sur l'Universalité de la Langue Françoise par Mr. le Comte de Rivarol. a Paris 1785. — Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft, eine Preisschrift von J. C. Schwabe. N. Ausg. Tübingen. 1785. 8. — Eberhard über die Allgemeinheit der französischen Sprache, in dessen verm. Schriften. 1 Theil. Halle. 1784. 8. — Ueber die deutsche neue Litteratur, Erste und zwote Sammlung von Fragmenten. 1767. 8. (von Herrn Herder) vergl. die Recension dieses Buchs in der N. Bibl. der schön. Wiss. Leipz. IV. B. I. St. — Ebenderselbe vom Geist der Ebräischen Poesie. Dessau. 1782. 8. 1 Theil. 1. Gespräch. — Sulzer Theorie. Art. Sprache. Versezungen. — Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur, von Garve; in dessen Sammlung einiger Abhandlungen. Leipz. 1779 8. — Magazin für die deutsche Sprache, von Adelung. 1782. 8. I Jahrg. III. St. — Beyträge zur Geschichte der teutschen Sprache und Nationallitteratur. 1 Theil London. 1777. 8. (von Herrn Meister) — Versuch über das teutsche Singspiel, im teutschen Merkur vom Jahr 1775. Viertelj. 3. 4. — Batteux Einleitung in die schönen Wissensch. von Herrn Ramler. — Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der deutschen. Leipz. 1781. 8.

XVIII.

Vom Klima.

§. 271.

Unter den mittelbaren allgemeinen Ursachen der

Verschiedenheit des Geschmacks kommt zuerst das Klima in Betrachtung, das wegen seines Einflusses auf den Körper und auf die ganze den Menschen umgebende Natur den Geschmack und die Producte der Kunst verschiedentlich bestimmt.

§. 272.

Das heisse Klima unterscheidet sich von dem kalten vornehmlich darinn, daß es die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft vermehrt, aber um so weniger das anhaltende tiefere Nachdenken befördert. Jenes giebt sich schon durch Ton und Gebehrdenspiel südlicher Völker deutlich zu erkennen.

§. 273.

Das gemäßigte Klima hält das Mittel zwischen allzugrosser und allzugeringer Reizbarkeit des Gefühls, und die Wirkungen desselben sind feine gemässigte Empfindungen, Munterkeit der Einbildungskraft, Geschmeidigkeit des Körpers, Biegsamkeit des Geistes, und Anlage zu schweren und langwierigen Verstandes arbeiten.

§. 274.

Da nun das gemässigte Klima alle Kräfte der Seele in einem gewissen Gleichgewichte erhält,

so muß es den Kunstgeschmack, oder das Gefühl für Schönheit und Grazie, am meisten begünstigen.

§. 275.

Das Klima wirkt ferner dadurch auf den Geschmack, daß es den äußern Zustand des Menschen, die ihn umgebende Natur und die Fruchtbarkeit des Landes mannigfaltig bestimmt. Da nämlich unsere Gefühle und die Stimmung unsers Geistes mit der Aussenwelt in genauester Beziehung stehen; und die Bilder, die wir von aussen empfangen, der Stoff und das Muster zu den Bildern der Imagination sind, so muß auch die verschiedene Beschaffenheit der Aussenwelt die Gefühle der Menschen und die Bilder ihrer Imagination verschiedentlich bestimmen.

§. 276.

Ein fruchtbares angenehmes und an abwechselnden Naturscenen reiches Land muß demnach sanftere Gefühle und Leidenschaften einflössen, einen grössern Vorrath von mannigfaltigen und anmuthigen Bildern der Imagination darbieten, den Geist mehr aufhellen, und zu einer wohlgeordneten Thätigkeit auffordern, als eine wilde

unwirthbare und einförmige Gegend. Dieser Einfluß des Klima erstreckt sich bey unkultivirten Völkern selbst bis auf ihre Religionsbegriffe und Mythen.

§. 277.

Je mehr sich die Bilder in einem Werke der Poesie auf die natürliche Beschaffenheit eines Landes beziehen, desto mehr sind sie auch nur in diesem Lande angenehm, interessant und energisch, desto weniger können sie in andern Ländern nachgeahmt werden.

§. 278.

Aus dem angeführten Grunde wirkt das Klima auch auf die Methode Gärten anzulegen und Gebäude aufzuführen.

§. 279.

Endlich wirkt das Klima noch auf die Gestalten der Menschen, ihre Stimmen und Sprachen, welche leztere in warmen Klimaten sanfter und melodiöser sind, als in kalten.

§. 280.

Das Klima äussert seinen mächtigen Einfluß am stärksten in dem rohen Zustande der Mensch-

heit, und verliert denselben immer mehr, wiewohl nie völlig, mit zunehmender Kultur.

S. Hume XX. Essai sur le Caractere des Nations, p. 248. in seinen Oeuvr. philos. — Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums rc. — Ebendesselben Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst. Dreßden. 1756. 4. — Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstrichs rc. Leipz. 1782. 8. — Ebendesselben Bemerkungen über den Einfluß, welchen die sinnlichen Eigenschaften und Aussichten einer Gegend auf den Charakter der Einwohner haben; — in den physik. und philos. Abh. der Gesellsch. der Wissensch. zu Manchester, übersezt. Leipz. 1788. 1 Th. S. 213. — Recherches philosophiques sur les Grecs, par M. de Pauw. a Berlin, 1787 — 88. 2 Tmes T. I. p. 90. &c. — Sur les causes de la difference des Langues, par M. l'Abbé Denina; in den Nouv. Mem. de l'Acad. Roy. des Scienc. &c. a Berlin. Anée 1783. — Lowth de sacra Poesi Hebræorum Prælectiones — cum notis & epimetris Michaelis. Gœtt. 1768. 8. — Poeseos Asiaticæ Commentariorum Libri VI. cum appendice; auctore Guil. Jones, recudi curavit Eichhorn; Lips. 1777. 8. — Feders Untersuchungen über den menschl. Willen. 2ter Theil. — Nach einer neuern Eintheilung des menschl. Geschlechts in zween ganz verschiedene Hauptstämme, nämlich in den kaukasischen oder tartarischen, und in den mongolischen, wird der Einfluß des Klima zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch sehr vermindert, welches auch überhaupt von den andern mittelbaren moralischen Ursachen der Geistesbildung gilt. Der erstere Hauptstamm ist nach dieser Hypothese der edlere und schönere,

und reicher an Geistesgaben und Tugenden; der andere ist schwächer an Körper und Geist, übler geartet und tugendleerer. S. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, von Herder, 1785. III. Theil. — Vornehmlich Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit, 1786. 2tes Cap. — Ebendesselben Abh. über die Völkerschaften des Kaukasus — Einige Betrachtungen über die Schönheit der menschlichen Bildung und über den Hang aller häßlichen Völker, sich noch mehr zu verhäßlichen; nebst einigen andern in diese Materie einschlagenden Abhandlungen — in dem Götting. Histor. Magazin von Meiners und Spittler. Hannov. 1787 — 88. II. III. B.

XIX.

Vom Stand der Kultur.

§. 281.

Der Mensch wird kultivirt, wenn sich die höhere Verstandeskräfte, die ihn von dem Thiere unterscheiden, entwickeln, und eben dadurch auch die Sinne nnd Neigungen ausgebildet werden.

§. 282.

Die Kultur der Völker hat Grade, und mit dem jedesmaligen Grade derselben steht auch die formelle und materielle Vollkommenheit der Sprache in der genauesten Verbindung.

§. 283.

Die niedrigste Stufe der Kultur ist der Stand

der Barbarey, in welchem sich die sinnliche Vorstellungskraft erst zu entwickeln anfängt, aber die Ueberlegungskraft noch zurück ist, und noch wenig bürgerliche Einrichtungen Statt finden.

§. 284.

In dieser Periode der Kultur hat der Mensch nur einen geringen Umfang von Begriffen und Kenntnissen, und folglich eine in Absicht der mehresten Dinge kalte Phantasie, wenige aber desto heftigere Begierden und Leidenschaften, und drückt seine Empfindungen durch lautes Geschrey und starke Bewegungen des Körpers aus; woraus denn die ersten rohen Versuche des Tanzes, Gesangs und der Musik entspringen. Die Poesie ist noch ein roher kunstloser Erguß der Empfindungen, und die Thaten der Helden, die Glücks- und Unglücksfälle des Stammes sind der Gegenstand derselben.

§. 285.

In dieser Periode drücken Einbildungskraft und Leidenschaft ihr Gepräge der ganzen Sprache auf. Die Sprache ist voll Ellipsen, wegen der Verbindung der Rede mit Ton und lebhaftem Gebehrdenausdruck; voll Pleonasmen wegen

des Mangels an Wörtern; figürlich und reich an solchen Wörtern, welche die Gegenstände von ihrer tönenden Seite fassen, wegen der noch ganz sinnlichen Denkungsart; arm an abgezogenen Ausdrücken und Verbindungswörtern; — und hat einen noch sehr unvollkommenen Syntax und eine ganz sinnliche einförmige Wortfügung.

§. 286.

Die Sprachwerkzeuge sind ferner noch hart und ungeschlacht, und nur zu einer sehr kleinen Anzahl rauher Töne geschickt, die Inflexionen der Stimme stark, um durch einen Schall verschiedene Empfindungen auszudrücken, und die Aussprache ist folglich gesangartig, obgleich anfangs unmusikalisch. Eben so ist auch der Rhythmus in den ältesten Gedichten gleich den Empfindungen, die ihn einflössen, und gleich der Musik und dem Tanze, die ihn begleiten, wechselnd und regellos, und noch nicht nach bestimmten Sylben und Sylbenmaaßen abgemessen. *)

*) S. Quint. Inst. Orat. L. IX. C. 4.

§. 287.

Aus der frühern Entwicklung der Einbildungskraft und aus der sich darauf beziehenden Beschaf-

senheit der Sprache erhellet also von selbst, daß und warum in den ursprünglichen Sprachen die Poesie der Prose vorangieng; obgleich die ersten poetischen Versuche keine wahre Dichtung ausmachten, und die Sprache anfangs nur die Elemente der dichterischen Darstellung enthielt.

§. 288.

Eine höhere Stufe der Kultur ist **die Polizirung**, welche zur Begründung eines allgemeinern Privateigenthums, des obrigkeitlichen Ansehens, der Gesetze, und mehrerer wiewohl noch ziemlich gleicher Stände einen erweiterten Umfang der Kenntnisse und des Nachdenkens, und einen höhern Grad der Ueberlegung voraussezt. In dieser Periode fangen fähigere Köpfe an, die rohen Künste zu vervollkommnen, die Sprache weiter auszubilden, und die Poesie zur Verbreitung nüzlicher Lehren und zur Beförderung guter Einrichtungen und Gesetze anzuwenden.

§. 289.

So eingeschränkt noch die Kenntniß, und so roh die Denkungsart der Dichter dieser Periode ist, so haben sie doch in Absicht auf Stoff und Darstellung der Dichterwerke manche Vortheile

vor den nachfolgenden Dichtern voraus. Denn 1) können sie die wirksamsten Gegenstände der Dichtkunst, die Charaktere des Heftigen, Edelmüthigen, Heroischen, die ungekünstelten Leidenschaften der Freundschaft, der Liebe, der Treue rc. besser beobachten, die sichtbare körperliche Natur und den äußern Menschen eher kennen lernen, und werden nicht in dem Gemählde der Leidenschaften, in der Schilderung aller Arten von Gegenständen durch falschen Anstand und Sittenverfeinerung eingeschränkt; 2) verschafft der Aberglaube und der Hang zum außerordentlichen und wunderbaren der Imagination freyen Schwung über die Gränzen des Wirklichen und Natürlichen auszuschweifen; 3) sprechen sie aus eigener Empfindung, und haben nicht nöthig den Ausdruck durch Falschheiten, Uebertreibungen und Künsteleyen reitzender zu machen.

§. 290.

In dieser Periode ist die Sprache zwar noch immer sehr sinnlich, aber wird immer reicher an Ausdrücken und Wendungen, die viele klare sinnliche Empfindungen der äußern Sinne ausdrücken, mancherley sittlichen und leidenschaftlichen

Charakter annehmen, und mehrere Verhältnisse der Dinge bezeichnen; wird mannigfaltiger und zusammenhängender in der Wortfügung, sanfter und melodiöser, mißt mit der Musik verbunden Sylben und Glieder ab, und erhält mehrere dem Inhalte der Gedichte angemessene, anfangs einfache unvollkommene, Metra.

§. 291.

Obgleich Sitten und Sprache in dieser Periode in einer Rücksicht sehr poetisch, das heißt, zur Erweckung lebhafter Bilder und starker Leidenschaften ausnehmend geschickt sind; so darf man deswegen nicht diese Periode für den günstigsten und einzigen Zeitpunkt der Poesie ansehen. Denn 1) ist das Dichtergebiethe in diesem Zeitraum noch sehr eingeschränkt, und besonders fehlt es an Gegenständen und Gelegenheit den komischen Witz zu üben, dessen Versuche noch roh und oft gewaltthätig sind; 2) ist die Sprache zum Ausdruck der mancherley Empfindungen in den verschiedenen Zweigen der redenden Künste noch nicht genug bearbeitet.

§. 292.

Ferner läßt sich nicht ohne Einschränkung be-

haupten, daß mit der weitern Ausbildung der Sprache die Anzahl poetischer Wörter vermindert werde, und der Reitz der poetischen Sprache wird vielmehr in gebildetern Zeitaltern durch ihren Contrast mit der gemeinen Sprache, durch den Gebrauch neugemachter veralteter und ausländischer Wörter und Redensarten ungemein erhöht.

§. 293.

Die Polizirung wird endlich zur höhern Kultur, wenn die Stärke des sinnlichen Gefühls den feinern Empfindnissen der Einbildungskraft Platz macht, und Vernunft, Empfindungen und Sitten gleichmässig verfeinert und erhöht werden. Diese Periode der Kultur hat mehrere Unterabtheilungen und hervorragende Modificationen, je nachdem sich die verstärkte selbstthätige Denkkraft mehr in der vorstellenden Kraft und der Phantasie, oder mehr in der Urtheilskraft und dem Schlußvermögen ausbreitet; je nachdem Industrie, Handel und erhöhtes Wohlleben zunehmen, das Bestreben nach Wachsthum und Aufklärung in der Erkenntniß allgemeiner wird, und Wissenschaften und Künste zu grösserer Vollkommenheit gelangen.

§. 294.

Je mehr die Gesellschaft in der Kultur fortschreitet, desto sanfter und milder werden die Sitten und Leidenschaften, und desto mannigfaltiger und feiner die Ideen und Empfindungen; desto mehr entwickelt und verfeinert sich insbesondere das Gefühl für ächten Witz und Laune; desto mehr wird also der Poesie durch die Menge von Ideen und feinern Gefühlen dasjenige reichlich ersezt, was sie hie und da an Stärke und Nachdruck eingebüßt hat.

§. 295.

Mit zunehmender Kultur wird auch die Sprache, besonders die Prose, weiter ausgebildet: der Reichthum an Wörtern, Wendungen, Inversionen nimmt zu, der Syntax wird vollkommner, die Prosodie bestimmter, die Sprache überhaupt zum Ausdruck der feinsten Ideenverhältnisse und mancherley sittlicher und leidenschaftlicher Empfindungen geschmeidiger, und zur Bearbeitung mehrerer Gattungen der Kunst geschickter.

§. 296.

Je höher aber bie Kultur steigt, desto kunst-

mässiger wird die Poesie, desto schwerer wird es dem Dichter die sichtbare körperliche Natur und den äussern Menschen zu beobachten und kennen zu lernen; desto mehr wird seine Imagination in dem Gemählde der Leidenschaften, in der Schilderung der verschiedenen Arten von Gegenständen, und in ihren Dichtungen durch die strengere Gesetze der Ehrbarkeit und eines oft willkührlichen und falschen Anstandes, durch die höhere Forderungen der Vernunft und des Publikums, und durch eine Menge anderer Rücksichten, in ihrem Laufe aufgehalten, eingeschränkt, geschwächt und nicht selten darnieder gedrückt; desto mehr ist er der Versuchung ausgesezt, aus Begierde zu gefallen von der Wahrheit und Natur abzuweichen, in Künsteley und Ziererey zu gerathen, oder auch das Feuer der Einbildungskraft der Correction aufzuopfern.

S. Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft von Adam Ferguson, Leipz. 1768. S. 268—70. — Untersuchung über Homers Leben und Schriften. Aus dem Englischen des Blackwells, übersezt von Voß. Leipz. 1776. 8. — Rob. Woods Versuch über das Originalgenie des Homers. Aus dem Engl. Frkfrt am Mayn. 1773. 8. — Hugo Blairs kritische Abhandlung über die Gedichte Ossians übersezt von

Denis, Wien 1768 — 69. — 8. Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter von Garve, in dessen Sammlung einiger Abhandl. Leipz. 1779 — Condillac Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß. II. Theil. — Memoire ou l'on examine s'il est vrai, que l'on a toujours eu de bons Poétes avant que d'avoir de bons Prosateurs, par M. Thiebault; — in den Nouv. Mem. de l'Acad. Roy. des Scienc. a Berlin. Anée 1766.

XX.

Einfluß der Staatsverfassungen, der Sitten, der Wissenschaften und der öffentlichen Erziehung auf den Geschmack.

§. 297.

Zu den vornehmsten allgemeinsten Mitteln und Kennzeichen der höhern Kultur gehören die Staatsverfassungen, Sitten, Wissenschaften, und die öffentliche Erziehung, die einen mannigfaltigen besonders zu unterscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die Werke der Kunst haben.

§. 298.

I. Zuerst gehört die Staatsverfassung vermöge ihres Einflusses auf den Geist, die Sitten und den Wirkungskreis des Menschen zu den vornehmsten

nehmsten Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks und der Producte desselben; wobey es jedoch nicht blos auf die Form der Regierung, sondern vornehmlich auf die Art, wie der Staat regiert wird, ankommt.

§. 299.

Da die Despotie die innere Geistesstärke und Selbstthätigkeit verhindert, den Muth darniederschlägt, und die Gefühle für Wahrheit und Vollkommenheit, für Ehre und Tugend unterdrückt, und in despotischen Regierungen die Bemühungen der Einzelnen sich nur auf Einen beziehen, und von dessen Launen und Geschmack ganz abhängen; so erhellet von selbst, daß Künste und Wissenschaften ursprünglich nicht in despotischen Staaten entstehen, sondern nur von aussen her dahin verpflanzt werden konnten; daß Künste und Wissenschaften zwar mittelst despotischen Zwanges schnell zu einem mittelmässigen Grad der Vollkommenheit gebracht werden können, aber natürlich dabey stehen bleiben, und nie zu edlen Absichten und mit hohem Sinne und ächtem Geschmack bearbeitet, sondern zu Werkzeugen eines verächtlichen Luxus und zur Befriedi-

gung tyrannischer Lüste gebraucht werden; und daß gewisse Gattungen der schönen Litteratur, als Beredsamkeit, historische und politische Schriften ꝛc. unter despotischen Regierungen entweder gar nicht gedeyhen, oder doch die Wahrheit unter Enblemen vorstellen müssen.

§. 300.

Unter **Republicken** oder **Freystaaten** versteht man solche Staaten, in deren Gebiete der gröste Theil der Einwohner unter dem Schutz von ihm selbst oder mit seiner Einwilligung gegebener Gesetze so frey ist, als man es in der Gesellschaft seyn kann: als Demokratien, demokratisch eingeschränkte Monarchien und Aristokratien.

§. 301.

In Freystaaten findet bey gleichen Umständen eine leichtere Entwickelung der Kräfte, ein regerer und thätigerer Geist Statt, als in Monarchien, weßwegen auch Künste und Wissenschaften eher in freyen Staaten aufkeimen und entstehen; aber wenn sie einmal zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht worden, in Monarchien eben so gut aufgenommen und noch besser

gepflegt werden können. Freyheit ist überhaupt nur eine wesentliche Bedingung zum Flor der Künste und Wissenschaften, aber nicht die hervorbringende Ursache desselben, indem er eine gewisse Ruhe, Wohlhabenheit, und mehrere andere zufällige Umstände voraussezt.

§. 302.

In Freystaaten gedeyht vornemlich die Beredsamkeit, die hier ein grösseres politisches Interesse hat, einen grössern Schauplatz findet, und hauptsächlich den Weg zu grossen Ehrenstellen bahnt.

§. 303.

In Freystaaten haben ferner die Begriffe von Ehrbarkeit und Anständigkeit eine weitere Ausdehnung als in Monarchien, welches auf die Producte des Geschmacks, besonders auf diejenigen Unterhaltungen der Kunst, woran auch das Volk Theil nimmt, einen mannigfaltigen Einfluß hat. In der Comödie und in der Beredsamkeit sind daher Witz, Scherz und Spott ungebundener, beleidigender und anzüglicher, und das hohe Komische, das Plaisante, die Politesse finden hier weniger Eingang.

§. 304.

Je ausgedehnter und minder verfeinerter in Freystaaten die Begriffe von Ehrbarkeit und Anständigkeit sind, je weniger sich hier die Menge nach dem Tone der Grossen richtet, je ungehinderter jeder den Eingebungen seiner eigenen Laune folget, und je mehr das Volk gemeinschaftlich mit den Grossen an den Vergnügungen der Schauspiele Theil nimmt; desto mehr können auch die Dichter Charaktere aus allen Ständen auf die Bühne bringen, die gewöhnlichere Dinge und Vorfälle des menschlichen Lebens, die freyere offenere und mannigfaltigere Sitten und Leidenschaften der Familien und Bürger in ihrer wahren Gestalt schildern; desto mehr sind sie aber genöthiget, sich nach dem schlechten Geschmack des Volkes zu richten, und dasselbe durch unnatürliche Vorfälle, übertriebene Charaktere, grobe Possen, pompöses Schaugepränge ꝛc. zu ergötzen; desto weniger kann eine gewisse Allgemeinheit des Tons und Einheit des Geschmacks verbreitet werden.

§. 305.

In Freystaaten zeichnen sich überhaupt die

Werke der Kunst mehr durch eine gewisse natürliche Einfalt, Energie und Kühnheit, als durch Eleganz, Delicatesse und Regelmässigkeit aus, welches jedoch hauptsächlich von den popularen Gattungen der Kunst, nämlich von der Beredsamkeit und von den Schauspielen gilt.

§. 306.

Zwischen den Despotien und den eigentlichen Freystaaten stehen die Monarchien mitten inne, in denen die höchste Gewalt eines Einzigen durch mittlere Gewalten, durch gesichertes Eigenthum und Freyheiten der Stände und Unterthanen gemäßigt ist. Monarchien haben einen verschiedenen Einfluß auf den Geschmack, je nachdem sie sich mehr der despotischen Strenge und Willkühr, oder der republicanischen Verfassung nähern, und im leztern Falle kann zuweilen mehr bürgerliche Freyheit in Monarchien, als selbst in Freystaaten gestattet werden.

§. 307.

Monarchien im mittlern Verhältniß betrachtet, sind den Künsten und Wissenschaften überhaupt nicht weniger günstig als Freystaaten, und in solchen Monarchien können auch die Künste

und Wissenschaften in kürzerer Zeit zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gelangen, und der Geschmack allgemeiner verbreitet werden.

§. 308.

In Monarchien hat die Beredsamkeit kein politisches Interesse, und muß sich auf gerichtliche Verhandlungen und Lobreden einschränken; daher sie sich auch mehr durch geistreichen zierlichen Vortrag als durch kühne Stärke und hohen Schwung auszeichnen kann.

§. 309.

In Monarchien sind ferner die Begriffe von Ehrbarkeit und Anständigkeit enger und verfeinerter, und daher Witz, Scherz und Spott in der Beredsamkeit, in der Comödie und im gesellschaftlichen Leben anständiger, züchtiger, höflicher, und minder anzüglich.

§. 310.

Wenn mit der Ausbreitung der Wissenschaften und mit der Politesse der Sitten sich ein gehöriger Grad von Freyheit in den Monarchien verbindet, so können die Werke der Beredsamkeit und des Witzes durch männliche Stärke, edlen Schwung und geläuterten Geschmack sich aus-

zeichnen, und, je weniger nationell sie sind, desto allgemeiner interessiren und belustigen. Wenn hingegen Tyranney überhand nimmt, so artet die Beredsamkeit in eitle Künsteley und schwülstiges declamatorisches Wesen aus, und der Witz wird zur weibischen Delicatesse oder zu Possen erniedriget.

§. 311.

Je enger und verfeinerter die Begriffe von Ehrbarkeit, Anständigkeit und Politesse werden, je mehr sich die Menge in Sitten und Geschmack nach dem Beyspiel der Grossen bildet, und diese in der schönen Litteratur den Ton angeben, je mehr sich der Dichter in seinen Producten nach dem conventionellen Ton der grossen Welt richten muß; — desto mehr verarmt die poetische Natur an Charakteren und Situationen in erzählenden und dramatischen Werken, desto mehr verliert sich das Eigenthümliche und Unterscheidende der Charaktere, die um so schwerer zu zeichnen sind, und um so weniger auf die Imagination wirken; desto mehr wird das wahre Komische und Tragische von der Bühn e verdrängt, und die Handlung gegen überfeine Sentiments

witzige Gedanken und schön gesagte Sittensprüche vertauscht; desto mehr wird die Sprache der Poesie entnervt und zum natürlichen kunstlosen Ausdruck der Empfindungen untüchtig gemacht; desto mehr nimmt Einförmigkeit des Geschmacks bey Künstlern und Kunstliebhabern überhand.

§. 312.

In Monarchien wird vornehmlich das Schöne, Elegante, Gefällige, Rührende und Regelmässige in den Werken der Kunst geschäzt, und die leichtere Spiele des Witzes finden die günstigste Aufnahme; der Geschmack ist übereinstimmender, aber auch einförmiger, veränderlicher und den Verderbnissen eines üppigen Hofes ausgesezt, sofern sich nämlich der Hof und die Grossen mit der Nationallitteratur beschäftigen.

§. 313.

II. Auch die Sitten, welche nicht nur durch die Staatsverfassung, sondern noch durch eine Menge anderer Umstände bestimmt werden, haben einen mannigfaltigen Einfluß auf den Geschmack der Völker.

§. 314.

Jedes Volk hat seine eigene Sitten und Cha-

raktere, welche sich bey andern Völkern entweder gar nicht oder unter andern Nebenzügen finden, und den Werken der Kunst eine verschiedene Gestalt geben.

§. 315.

Ferner sind die Sitten und das gesellschaftliche Leben nicht bey allen Völkern gleich sehr verfeinert, welches sich auch in der Sprache der Völker unterscheiden läßt. Mit zunehmender Verfeinerung der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens wird aber eine grössere Menge von Begriffen erweckt, und das moralische Gefühl erweitert, Empfindung, Einbildungskraft und Witz werden verfeinert, und die Sprache erhält Politur, Rundung und Geschmeidigkeit zu den leichtern gefälligern Spielen und Unterhaltungen des Witzes und der Einbildungskraft.

§. 316.

Die Sitten der neuern Zeiten sind vornehmlich durch den freyern Umgang der Männer mit dem andern Geschlechte verfeinert worden, das die wohlwollenden Gefühle vermehrt, die Sitten mildert, das gesellige Leben und den äussern Anstand bildet, und den angenehmen Talenten, dem

leichten gesellschaftlichen Witz, und dem geistreichen Scherz ein weites Feld eröffnet.

§. 317.

So vortheilhaft aber auch der freyere Umgang der Männer und Frauen für Sitten und Geschmack ist, so nachtheilig wird er für beyde, wenn das natürliche Verhältniß der Geschlechter verkehrt wird. Denn eben dadurch entsteht hauptsächlich jene übertriebene Verfeinerung der Sitten, die zuviel für die Kunst brauchbare Gegenstände Vorstellungen und Ausdrücke ausschließt, jene immerwährende Begierde zu gefallen, jener Hang zur Galanterie, jene Kleinmeisterey und Tändelsucht, die die Seele verkleinern, den männlichen Geist erschlaffen, das Feuer und den hohen Trieb des Genies ersticken, und die Produckte der Kunst unwahr, unmännlich und kraftlos machen.

§. 318.

III. Zu den Hauptgründen der Kultur und der Verschiedenheit des Geschmacks verschiedener Völker gehören insbesondere noch die Wissenschaften besonders die Philosophie, welche nicht nur das innere geistige Leben entwickeln, die Sitten

bilden, und den Geist der Regierungen bestimmen, sondern auch der Kunst einen unerschöpflichen Vorrath von Materialien darbieten, und die Geisteskräfte des Künstlers zu bestimmten und wichtigen Endzwecken lenken.

§. 319.

Die Wissenschaften und besonders der philosophische Geist, wenn er rechter Art ist, sind weder dem Genie noch dem ächten Geschmak hinderlich, ob sie gleich die Liebe zum Ausserordentlichen und Wunderbaren schwächen, dem ächtern Sinne für Wahrheit und für Wesen aus dem gemeinschaftlichen Kreis unserer täglichen Erfahrung Platz machen, die Leidenschaften mildern, und den Ausschweifungen der sich selbst überlassenen Phantasie Gränzen setzen.

§. 320.

Je mehr aber die Wissenschaften und die Philosophie blühen, und je weniger heut zu Tag ohne den Beystand derselben ein gutes Gedicht geschrieben werden kann; desto leichter kann sich der Dichter bewogen finden, von denselben nicht nur den Stoff, sondern auch die Behandlungsart und selbst den Ausdruck zu entlehnen, und da-

durch den Hauptzweck der Kunst, die Wirkung auf Phantasie und Empfindung zu vernachlässigen. Daher kommen z. B. in Schauspielen die geschwätzige Moral und Politik ohne Handlung, und die chemischen Zergliederungen des menschlichen Herzens, die die Einbildungskraft erkälten und die Illusion verhindern.

§. 321.

IV. Endlich hat auch die Erziehung einen mächtigen Einfluß auf die Bildung des Genies und des Geschmacks, der überhaupt ohne frühzeitige Uebung bey keinem Volke zu einem gewissen Grad der Feinheit, Sicherheit und Allgemeinheit erhoben werden kann.

§. 322.

Bey der Erziehung kommt es in Rücksicht auf den Geschmack darauf an: 1) ob sie den ordentlichen Gang der Natur geht oder nicht? ob sie die Seele von Empfindungen zu Ideen oder von Ideen zu Empfindungen fortführt? ob sie die untere oder die höhere Kräfte der Seele zuerst bearbeitet? — denn im leztern Falle werden die Empfindungen schwach, unkenntlich, verzogen, die originellen Züge des Geistes verwischt,

die aesthetischen Kräfte der Seele gelähmt und unterdrückt, und der Enthusiasmus für die Schönheiten der Natur und der Kunst wird in der Geburt erstickt.

§. 323.

2) **Mit was für Ideen sie den Geist nährt, und wie der Unterricht und die Anführung in den schönen Wissenschaften beschaffen ist?** Denn die Bildung des guten Geschmacks hängt auch davon ab, daß der Kopf frühzeitig mit einer Menge wichtiger für das wirkliche Leben brauchbarer und bestimmter Ideen angefüllt wird, daß man die Jugend mit dem wahren Geist der alten und neuern Litteratur bekannt macht, und daß man durch angemessene Uebung und weise Anführung ihr natürliches Gefühl des Schönen entwikelt, und ihren Ausdruk bilden lernt.

§. 324.

3 **Ob sie endlich überhaupt frey und liberal, oder ernsthaft, steif und sclavisch ist?** welches dem Genie und Geschmack des Menschen eine verschiedene Wendung giebt, oder beyde wohl gar im Keim erstickt.

S. Dialogus de causis corruptæ eloquentiæ. — Der von den Gelehrten bald dem Quintilian, bald dem Tacitus, bald auch und mit grösserer Wahrscheinlichkeit dem jüngern Plinius zugeschrieben wird. — Longinus πεϱι υψϰς. Cap. XLIV. — Hume XVI. Essai. L'Eloquence. XVII. Essai L'Origine & les Progres des Arts & des Sciences. in seinen Oeuvr. philos. T. VI. — Home Versuche über die Geschichte des Menschen. Leipz. 1774. I Theil. S. 128. ff. — Bemerkungen über den Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft, von Joh. Millar. Leipz. 1772. I. Hauptst. — Horazens Episteln an die Pisonen ꝛc. von Hurd, übersezt von Eschenburg. Leipz. 1772. 8. I. B. S. 205 — 11. 235 — 36. 281 — 85. — Beattie's neue philos. Versuche. II. B. IV. Kap. Leipz. 1780. 8. — Collection complette des Oeuvres philos. litter. & dramat. de M. Diderot. Londres. 1783. T. V. p. 80—99. — Comment les Sciences influent dans la Poesie, par M. Merian. V. Memoires; in den Nouv. Mem. de l'Acad. Roy. des Scienc. &c. a Berlin. Anée. 1774. 1776. 1781. 1784. — übersezt von Jak. Bernoulli in 2 Bden. Leipz. 1784. 8. — Sur la décence de la Comédie, par M. Clement, in dessen Essais de Critique &c. a Amsterd. 1785. 8. T. II. — Des Ritters J. Pindemonte Abh. über den gegenwärtigen Geschmack der Italiener in den schönen Wissenschaften, übersezt von Jagemann. Halle, 1788. 8. — Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums. I Theil. IV. Cap. — Sammlung antiquarischer Aufsätze. von Heyne. I Stück. Leipz. 1778. 8. — Heyne de veris bonarum artium incrementis ex libertate publica, in dessen Opusc. acad. T. I. — Geschichte der komischen Litteratur, von Flögel. Liegnitz. 1784. 8. I B. — Worauf gründete sich der Beyfall, den Athen den Schau-

spielen des Aristophanes schenkte? in der N. Bibl. der schön. Wissens. rc. B. XXXVII. I St.

XXI.

Vom Stand und der Lebensart.

§. 325.

Der Stand, worinn man sich befindet, und die Lebensart, die man treibt, haben auf den Körper, das ganze Ideen- und Empfindungssystem, die Neigungen und selbst auf die Art sich auszudrücken, folglich auch auf den Geschmack einen mannigfaltigen Einfluß.

§. 326.

Jeder Stand hat seinen eigenen Vorrath von Ideen, seine eigene Art die Ideen zu verknüpfen, seinen eigenen Gesichtspunkt, und seine eigene Sprache, giebt mehr oder weniger Veranlassung den Geist und den Geschmack zu bilden, und macht zur Empfindung oder Bearbeitung dieser oder jener Gattung des Schönen und der Kunstwerke mehr oder weniger geschickt.

§. 327.

Der Stand der Gelehrten und Schriftsteller besonders hat mehrere Modificationen, die auch

auf ihren Geschmack und auf den Geist ihrer Werke einen verschiedenen Einfluß haben. Es entstehen Hauptunterschiede unter den Schriftstellern, je nachdem sie sich blos dem Unterrichte und der Speculation oder den Geschäften widmen, je nachdem sie diese oder jene Art von Wissenschaften oder von Geschäften treiben; je nachdem sie mehr oder weniger mit der großen und feinen Welt bekannt sind, je nachdem sie mehr oder weniger Veranlassung und Interesse haben ihren Geschmack zu bilden. So sind z. B. der edle männliche Geist und der hohe Geschmack in mehrern Werken der Alten zum Theil aus dem beseelten Geiste der Gesellschaft, in welcher sie lebten, zum Theil aus den lebhaften Eindrücken eines thätigen mit großen und wichtigen Dingen beschäftigten Lebens herzuleiten.

XXII.

Von den Altern und Geschlechtern.

§. 328.

Mit den verschiedenen Stufen des Alters werden Körper, Geisteskräfte, Einsichten, Charakter und die äussere Verhältnisse der Menschen

so sehr abgeändert, daß dadurch sehr beträchtliche einander oft ganz entgegenstehende Unterschiede in dem Geschmack eines und desselben Individuums oder verschiedener Menschen nothwendig entstehen müssen. Vornehmlich verdienen aber die Verschiedenheiten des jugendlichen und männlichen Alters in Beziehung auf Genie und Geschmack und in praktischer Hinsicht genauer untersucht zu werden.

§. 329.

Das jugendliche Alter hat 1) überhaupt mehr Lebhaftigkeit und Stärke, als Feinheit und Delicatesse des Gefühls, welche leztere man ohnehin nicht in den Schulen und im Umgange mit der jüngern Welt erlangt. Daher ist es auch sehr geneigt den Werth der Dinge nach ihrer Aussenseite und nach dem Eindrucke zu beurtheilen, und im Genusse auszuschweifen, geräth leicht in Schwärmerey, und hat einen entschiedenen Hang zu allem, was stark auf die Sinne und die Einbildungskraft wirkt.

§. 330.

2) In diesem Alter ist ferner die Einbildungskraft überaus lebhaft und geschäftig, aber die Fä-

higkeit tiefer in die Gegenstände einzudringen, das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben zu bemerken, und neue Seiten an ihnen zu entdecken, noch sehr zurücke. Daher sind junge Leute sehr geneigt eingebildeten Reitzen nachzujagen, declamatorische Heftigkeit mit der Sprache der innigen Leidenschaft zu verwechseln, das Glänzende und Starke dem Gründlichen, eine gewisse schimmernde Nachlässigkeit einer mühsamen und demüthigenden Genauigkeit vorzuziehen, und eine allgemeine Lebhaftigkeit des Geistes, oder Reizbarkeit des Temperaments für poetisches Feuer und Dichterberuf zu halten; daher sind junge Genies weit glücklicher in der Diktion und im Ausdrucke der Leidenschaften, als in der Zeichnung epischer und dramatischer Charaktere, und in der Schilderung sittlicher und komischer Gegenstände.

§. 331.

3) Je weniger noch in diesem Alter die Urtheilskraft und die Vernunft erstarkt sind, und die Einbildungskraft zu leiten vermögen, desto weniger sind auch junge Genies im Stande, in Werken von grösserm Umfange die höhere Schönheiten einer richtigen Zusammensetzung und Aus-

führung zu erreichen; daher man auch in allen grössern Werken junger Genies Mangel an Einheit und Simplicität im Plan und in der Anordnung, ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten, und Mishelligkeit im Styl bemerkt.

S. Arist. Poet. C. VI.

§. 332.

4) Je mehr junge Leute die Zunahme ihrer Kräfte fühlen, und je weniger sie ihre Kräfte und Einsichten geprüft und verglichen, und ihre Verhältnisse in der Welt erwogen haben, desto mehr sind sie geneigt blähendes Kraftgefühl für Geniedrang zu halten, keck und zuversichtlich in Sachen des Geschmacks zu entscheiden, den Gesetzen der Kunst und selbst des Wohlstandes zu trotzen, und neue unversuchte Wege zu betretten. Von eben diesem muthigen Kraftgefühl kommt auch zum Theil der Hang junger Leute zum Scherz und Spott, wozu sie aber aus Mangel an Erfahrung am wenigsten Geschicklichkeit besitzen.

S. Aristot. Rhetor. L. II. c. 12.

§. 333.

5) Endlich ist der Geschmack junger Leute überhaupt unbestimmt und veränderlich, weil es ihnen

noch an hinlänglicher Erfahrung, geläuterten Begriffen von Schönheit und Kunst, und einer gehörigen Unterordnung ihrer Geisteskräfte mangelt.

§. 334.

Aus allem dem erhellet von selbst, daß sich das jugendliche Alter in der Kunst auf Uebungsstücke einschränken müsse, obgleich es die kleinere Dichtungsarten oft mit glücklichem Erfolge bearbeitet, und die schönsten Stellen in den Werken grosser Männer ihre Entstehung oft dem ersten Feuer der Jugend und der frischen Kraft der Empfindung zu verdanken haben. Je mehr sich die schöne Litteratur unter einem Volke gebildet hat, desto weniger wird der feinere Theil des Publikums durch jugendliche Werke befriediget.

§. 335.

Im männlichen Alter nimmt die Lebhaftigkeit der Empfindung mit den Reitzen der Neuheit und den Graden der Empfänglichkeit ab, die Erfahrungen häufen sich, die Einsichten werden geläutert, die höhere Kräfte der Seele immer weiter ausgebildet, und kommen nach und nach in ein gewisses ebenmässiges dem grossen und gründlichen Geschmacke günstiges Verhältniß.

§. 336.

Der Mann von Genie und Geschmack sieht mehr auf das Reelle, Wahre, Natürliche und Einfältige, bemerkt die feinere Unterschiede und Verhältnisse der Dinge, sucht mehr durch Vorstellungen als durch Leidenschaften zu interessiren, ist ein strenger Beobachter der Gesetze des Wohlstandes und des Sprachgebrauchs, sorgfältig in der Wahl der Mittel zum Zweck, haushälterisch mit Schmuck und Feuer, in der Ausbildung der kleinern Parthien seiner Werke unermüdet, und weiß auch kleine Umstände zu grossen Absichten und Wirkungen zu benutzen.

§. 337.

Mit zunehmendem Alter nimmt die Liebe zur Dichtkunst allmählich ab, weil die meisten Gedichte immer einerley enthalten, und gewisse poetische Kleinigkeiten und Tändeleyen den denkenden Mann nicht mehr interessiren.

§. 338.

Das andere Geschlecht hat vermöge seiner Constitution, Erziehung und gesellschaftlicher Bestimmung eine feinere Empfindlichkeit und eine beweglichere aber flüchtigere und minder selbstthä-

tige Einbildungskraft; und eben daher ein vorzügliches Gefühl für alles, was schön, anmuthig, naiv, zierlich und geschmückt ist, und viel theilnehmende Empfindung; eben daher liebt es das Wohlanständige in Sitten, Manieren und Ausdruck, und die leichtere gefälligere Spiele und Unterhaltungen des Witzes und der Einbildungskraft, und wird auch durch Kleinigkeiten ergözt, wenn sie nur munter und lachend sind oder zierlich vorgetragen werden.

§. 339.

Da nun die geistigen und sittlichen Eigenschaften des andern Geschlechtes in einem gewissen natürlichen Verhältniß mit der Schönheit und Anmuth ihrer äussern Gestalt stehen und stehen bleiben sollen, so erhellet von selbst, daß die Bearbeitung der kleinern und gefälligern Dichtungsarten den weiblichen Genies zustehe, hingegen die höhere Dichtungsarten allein in das Gebiete der Männer gehören; und daß man bey der Beurtheilung der Producte des schönen Geschlechts mehr auf Schönheit und Leichtigkeit des Vortrags

als auf tiefere Gründlichkeit und Originalität sehen müsse.

S. Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. III. Abschn.

III. Abschnitt.

Allgemeine Schlußbemerkungen.

XXIII.

Von dem natürlichen Unterschiede des Schönen und Häßlichen.

§. 340.

So verschieden auch der Geschmack einzelner Menschen und ganzer Völker ist, so wird doch der natürliche Unterschied zwischen dem Schönen und Häßlichen oder die Realität des Begriffes der Schönheit dadurch nicht aufgehoben oder geleugnet, sondern vielmehr durch die bisherigen Untersuchungen der Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks bestätiget.

§. 341.

Diejenigen, welche den natürlichen Unterschied des Schönen und Häßlichen oder die Realität des

Begriffes vom Schönen leugnen, gründen ihr System vornehmlich auf folgenden Satz: die Schönheit ist keine Eigenschaft in den Dingen selbst, sondern ein Verhältniß, und befindet sich ganz allein in der Seele des empfindenden Subjectes, und jede Seele bemerkt oder empfindet eine andere Schönheit. Da nun das Schöne blos von der Disposition des empfindenden Subjectes abhängt, und Schön und Angenehm einerley Ding ist, so läßt sich die Natur des Schönen nicht bestimmen, und entgegengesezte Urtheile über Gegenstände des Geschmacks können zugleich wahr seyn.

§. 342.

Die Richtigkeit dieses Satzes suchen die Leugner der Realität des Begriffes der Schönheit theils aus der ungeheuren Verschiedenheit des Geschmacks und der Geschmacksurtheile sowohl einzelner Menschen als ganzer Völker, und selbst der Künstler und Kunstrichter, und aus der offenbaren Abhängigkeit aller Ideen und Empfindungen des Schönen von bleibenden Anlagen und vorübergehenden Zuständen des Körpers und Geistes, vom Klima, Stand der Kultur, gesell-

schaftlichen Verbindungen, Stand und Alter, Erziehung, Gewohnheit, Ideenadsociation zu erweisen; theils noch durch die besondere Bemerkung zu bekräftigen, daß die Verschiedenheit des Geschmacks noch viel grösser seye, als sie zu seyn scheine; — indem viele Menschen über die Werke des Geschmacks gegen ihre eigene Empfindung urtheilen, und blos andern nachsprechen, oder sich etwas anders unter den Worten denken, in welche sie ihr Urtheil einkleiden, oder auch bey ihren allgemeinen Urtheilen über zusammengesezte Gegenstände über verschiedene Theile derselben ihr Urtheil fällen.

§. 343.

Der Hauptfehler in diesem System ist vornehmlich die Verwechslung der Ursache und Wirkung des Schönen. Obwohl die Schönheit ein Verhältniß ist, so folgt doch hieraus keineswegs, daß das Schöne ganz subjektivisch ist, oder daß nicht etwas inneres in den Dingen zur Schönheit gehört, das das besondere Gefühl des Schönen, oder die besondere angenehme Empfindung hervorbringt.

§. 344.

Das Schöne hängt zum Theil von der Natur des Objectes, zum Theil von der Natur des empfindenden Subjectes ab, und macht eine eigene Classe des Angenehmen aus. (§. 3—7.)

§. 345.

Bey aller Verschiedenheit des Schönen und des Geschmacks giebt es dennoch in den Gegenständen, denen wir den Namen der Schönheit geben, etwas Gemeinschaftliches und Unveränderliches, ohne welches keine Schönheit gedacht und empfunden werden kann, und welches nach allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur gefallen muß: dieses ist die sinnliche Vollkommenheit oder Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem und zu Einem Zweck.

§. 346.

Die Verschiedenheiten des Geschmacks gründen sich theils auf die Verschiedenheit des Gegenstandes, theils auf die Verschiedenheit des empfindenden Subjectes. Was die Verschiedenheit des Gegenstandes anbelangt, so kann diese nur in einigen Nebenbestimmungen und in Graden, aber nicht im Wesen liegen.

§. 347.

Das Schöne kann nach Beschaffenheit der Zeit, des Ortes und der Umstände verschiedentlich modificirt werden, und dennoch im Wesentlichen den Grundregeln des guten Geschmacks gemäß seyn. In so fern giebt es also ein **respectives** oder **hypothetisch natürliches** Schöne, einen hypothetisch guten Geschmack, hypothetisch natürliche Gesetze in allen schönen Künsten und Wissenschaften.

§. 348.

Das Schöne läßt ferner bey Gegenständen von einerley Art verschiedene Modificationen und Veränderungen zu, die dem wesentlichen Schönen keinen Eintrag thun. In sofern nun das Schöne nicht auf einen einzigen bestimmten Punkt eingeschränkt ist, und die Verhältnisse desselben der wesentlichen Schönheit ohnbeschadet mannigfaltig abwechseln oder gegen gleichgeltende und wohl bessere Verhältnisse vertauscht werden können, in sofern giebt es auch ein **willkührliches künstliches** Schöne. Da das Auge nicht so fein ist als das Gehör, so lassen auch sichtbare Gegenstände

mehr Mannigfaltigkeit und Abwechslung in den Verhältnissen zu, als hörbare Gegenstände.

§. 349.

Endlich läßt das Schöne mehrere Grade zu, und ein Gegenstand kann in Vergleichung mit andern minder schön seyn, und folglich bey verschiedenen Menschen nach dem Maaße ihrer Fähigkeit mehr oder weniger auf einmal zu fassen einen verschiedenen Grad des Wohlgefallens hervorbringen. Hieraus folgt aber keineswegs, daß das Schöne an sich nichts bestimmtes seye, und es ist nur ein figürlich starker Ausdruck, wenn man minderschöne Gegenstände absolute häßlich nennt.

§. 350.

Die Streitigkeiten der Künstler und Kunstverständigen über Gegenstände des Geschmacks beziehen sich meistens darauf, daß sie allgemein geltendere oder bestimmtere Verhältnisse, als die Natur der Sache zuläßt, festsetzen, oder auch die Grade der Schönheit, wozu ihnen der Maaßstab fehlt, näher bestimmen wollen; wobey sie aber in der Hauptsache einig sind, und einerley Grundregeln des guten Geschmacks folgen.

§. 351.

Was die Verschiedenheit der empfindenden Subjecte anbelangt, so erhellet schon aus dem Vorhergehenden, daß der Geschmack einzelner Menschen und ganzer Völker verschieden, und dennoch in der Hauptsache einig und gut seyn kann.

§. 352.

Der Geschmack einzelner Menschen kann ferner objectivisch fehlerhaft und subjectivisch gut seyn; darum weil sie nicht alle Beziehungen und Verhältnisse eines Gegenstandes richtig erkennen oder zu erkennen die Fähigkeit haben. Die Menschen können in der Anwendung des Princips der Schönheit fehlen, aber darum bleibt doch das Princip unveränderlich, und das wirkliche Schöne bleibt immer schön, wenn es auch nicht von jedermann erkannt wird.

§. 353.

Die Verschiedenheit des Geschmacks hat auch darinn ihren Grund, daß die Menschen nicht immer ein Werk im Ganzen, sondern nur nach einzelnen Theilen beurtheilen, und folglich selbst bey einerley Gegenständen nicht über dieselben

Sachen ihre Urtheile fällen. Der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, aber die Ursachen des Vergnügens und Mißvergnügens sind so vielfach, und beyde oft in einer Sache vereinigt, daß eben dieselbe Sache bald schön bald häßlich erscheinen kann, je nachdem sie von der einen oder der andern Seite betrachtet wird.

§. 354.

Ein grosser Theil von der Verschiedenheit des Geschmacks ist nicht so wohl ein entgegengesezter, als ein mangelhafter und unvollkommener Geschmack, und kann und muß aus der verschiedenen Beschaffenheit der Kenntnisse und Einsichten, der Aufmerksamkeit und der Geisteskräfte erklärt werden, welches auch in allen denen Fällen gilt, wo die Menschen von den Regeln des guten Geschmacks wirklich abweichen, oder ohne alle Regel urtheilen.

§. 355.

Die Erfahrung lehrt, daß sich der Geschmack der Nationen immer mehr nähert, je mehr ihre Aufklärung und ihr wechselseitiges Verkehr zunimmt. Jedoch gilt dieß mehr von den Werken der schönen Künste als der schönen Wissenschaften,

weil jene sich einer allgemeinen und allen verständlichen Sprache bedienen; diese aber willkührliche Zeichen gebrauchen, und nur in Absicht auf die Werke der Alten übereinstimmender beurtheilt werden.

§. 356.

Gewohnheit, Erziehung und Ideenadsociation haben zwar einen mannigfaltigen Einfluß auf das Gefühl des Schönen, aber setzen das natürliche Gefühl des Schönen voraus, und dienen folglich zur Erklärung der Verschiedenheit des Geschmacks, ohne daß dadurch die wesentliche Grundregel des Schönen oder die Einartigkeit unsers innern Gefühles der Schönheit bestritten würde.

§. 357.

Bey aller Erweislichkeit der Realität des Begriffes von Schönheit muß dennoch den Leugnern desselben eingeräumt werden:

1) Daß die Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit mehr subjectivischer Natur sind, als die Urtheile über die physische Beschaffenheiten und Grössen der Dinge;

2) Daß es zwar ein allgemeines absolutes Schöne in abstracto, aber nicht in concre-

to giebt, und daß das Schöne besonders in Beziehung auf geistige und sittliche Dinge sehr relativ ist.

3) Daß eine allgemeine und vollkommene Gleichartigkeit der ästhetischen Gefühle nicht möglich ist.

4) Daß ein jeder richtig entscheidet, so lange er nur über seine Empfindung und nicht über den Grund derselben urtheilt.

5) Daß endlich der bekannte Gemeinspruch: de gustibus non est disputandum — in mancherley Betrachtung wahr ist.

§. 358.

Die gemeine Regel; daß man über den Geschmack nicht streiten solle, — ist in allen denen Fällen wahr, wo sich die Natur des Schönen nicht] weiter zergliedern und deutlich erkennen läßt. (§. 145.)

§. 359.

Ferner kann der besondere Geschmack einzelner Menschen und ganzer Nationen nicht getadelt werden, insofern er nur nicht einseitig und den Gesezen des Schönen zuwider ist; ob man gleich

über

über den verschiedenen Grad der Güte desselben zu streiten berechtiget ist.

§. 360.

Endlich bleibt auch so viel gewiß: Daß es oft unendlich langweilig und vergeblich seyn würde, in ästhetischen Streitigkeiten biß auf die ersten Gründe des Schönen zurückzugehen, um die Beystimmung eines andern dadurch zu erzwingen; daß es sich mit gefühllosen Seelen und verkehrten Köpfen nicht gut über Sachen des Geschmacks streiten lasse; und daß es der Klugheit gemäß seye, in ästhetischen Angelegenheiten tolerant zu seyn, und zuweilen wohl gar seinen Geschmack zu verleugnen.

S. Hume Dissertation sur la Regle du Gout — Some von der Regel des Geschmacks. — Crousaz Traité du Beau. T. I. Chap. V. VI. — Essai sur le Beau; par feu Pere André. I — IV. Discours. — Article. Beau. in der Yverdoner Encyklopedie. — Riedels Briefe über das Publikum, an einige Glieder desselben. Jena. — vergl. die Recension dieser Schrift in der N. Bibl. der schön. Wiss. B. VIII. S. 304. ff. Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit. Leipz. 1776. (von Herz) vergl. die Recens. dieser Schrift in der N. Bibl. der schön. Wiss. B. XXI. S. 255. — Mehrere Schriftsteller haben gegen die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit verschiedene Einwendungen in verschiedener Ab-

sicht gemacht, welche hier alle anzuführen zu weitläufig wäre.

III. Hauptstück.

Von dem Werth und den Beförderungsmitteln des Geschmackes.

XXIV.

I. Von dem Werth des Geschmacks.

§. 361.

Der Geschmack hat zuerst als eine reiche unversiegbare Quelle lebhafter unschuldiger und edler Vergnügungen und Erholungen absoluten Werth.

§. 362.

Der Geschmack hat zweitens noch einen höhern Werth vermöge seines Einflusses auf das ganze Erkenntnißvermögen und die davon abhängenden Wissenschaften; indem er die Erhöhung und Verbesserung des sinnlichen Erkenntnißvermögens oder mit andern Worten eine lebhafte Phantasie, einen schnellen scharfsinnigen Witz und ein empfindliches Herz voraussezt.

§. 363.

Die Wirkungen des Geschmacks auf das Erkenntnißvermögen bestehen hauptsächlich darinn:

1) Daß er den höhern Erkenntnißkräften Materialien zu deutlichen Begriffen und zu wissenschaftlichen Gebäuden liefert;

2) Daß er durch die Ausbildung der Imagination und des Witzes die Vernunft in den Stand sezt, unsere Erkenntniß zu erweitern und zu berichtigen;

3) und daß er dem Erkenntnißvermögen Kraft und Stärke, so wie den Vorstellungen Lebhaftigkeit und Nachdruck ertheilt, wodurch die Seele angetrieben wird sich mehr zu vervollkommnen und grössere Schwierigkeiten zu überwinden.

§. 364.

Aus dem Verhältniß des Geschmacks zu dem Erkenntnißvermögen überhaupt erhellet der Einfluß desselben auf die Wissenschaften von selbst, obgleich er hier nur eine untergeordnete Gerichtsbarkeit ausüben, und blos zum Dienste der Vernunft gebraucht werden darf.

§. 365.

Der Geschmack hat nicht auf alle Wissenschaften und Theile derselben einen gleich starken Einfluß, und steht vornehmlich mit der Philosophie und Philologie in näherer Verbindung.

§. 366.

Der Geschmack hat einen bestimmtern vortheilhaften Einfluß auf die philosophischen Wissenschaften: indem er durch ausgebreitete Kenntnisse, und besonders durch das Studium der menschlichen Natur, welches er voraussezt, zu richtigen Schlüssen leitet und die Speculation sichert; indem er uns von den betrügerischen Zeichen auf die Sachen, von den Ideen auf die Empfindungen zurückzugehen antreibt; indem er dem reinen Verstande durch bildliche Einkleidung oft wohlthätig zu Hülfe kommt; und indem es viele Wahrheiten giebt, deren wir uns nicht sowohl durch einen deutlichen Beweis, als durch ein schnelles Uebersehen vieler einzelnen Umstände versichern können.

§. 367.

Diese Bemerkungen werden insbesondere durch die Geschichte des mittlern Zeitalters bestätiget,

in welchem der Mangel an Geschmack oder die Vernachlässigung der schönen Litteratur eine Mitursache des Verfalls der Philosophie gewesen ist, die sich damals in ein Gewebe von leeren Spitzfündigkeiten und Hirngespenstern verwickelte, und in dem Labyrinthe der Möglichkeiten verlor.

§. 368.

Noch größer und unbestrittener ist der Einfluß des Geschmacks auf den Vortrag der Wissenschaften, insofern man hiebey nicht blos auf Deutlichkeit und Bestimmtheit im Ausdruck, wie z. B. in der Metaphysik, sondern auf Verbreitung und Belebung allgemein interessirender Wahrheiten sieht.

§. 369.

Es ist die Sache der Vernunft den Vorstellungen Wahrheit, Gewißheit und Würde zu geben, und die Handlungen zu leiten; es ist die Sache des Geschmacks Kenntnisse und Unterricht durch sinnliche Bearbeitung interessant und wirksam zu machen, und eben dadurch die Kultur und Politur eines ganzen Volkes zu befördern.

§. 370.

Vom Mangel an Geschmack rührt der kal-

te unwirksame Vortrag auf weltlichen und geistlichen Lehrstülen, und die Barbarey ganzer Völker her.

§. 371.

So vortheilhaft nun der Einfluß des Geschmacks auf die Wissenschaften ist, so folgt doch hieraus keineswegs, daß einzelne Menschen ohne Geschmack nicht in den Wissenschaften fortkommen können, oder daß zum Fortgang in den Wissenschaften nothwendig Geschmack erfordert werde; so wie auf der andern Seite die Beyspiele von Personen, die ohne Geschmack die Wissenschaften sehr glücklich bearbeiteten, den allgemeinen Einfluß des Geschmacks auf wissenschaftliche Kultur nicht aufheben.

§. 372.

Da der Geschmack in einer so genauen Verbindung mit den Wissenschaften, besonders mit der Philosophie steht, so haben auch diese einen gegenseitigen vortheilhaften Einfluß auf die Vollkommenheit des Geschmacks und der schönen Wissenschaften, indem sie Richtigkeit und Gründlichkeit in Gedanken, Ordnung im Denken und die

Vermehrung der Kenntnisse und Einsichten befördern. (§. 318 — 19.)

§. 373.

Der Geschmack kann drittens vermöge seiner Analogie mit dem moralischen Gefühl und vermöge der Gleichartigkeit ästhetischer und moralischer Eigenschaften als ein Mittel zur Beförderung der Tugend angesehen werden, wodurch der Werth desselben einen neuen wichtigen Zusätz erhält.

§. 374.

Die Wirkungen des Geschmacks auf den sittlichen Charakter sind mannigfaltig: 1) Da der Geschmack die Seele überhaupt zu sanften zärtlichen Empfindungen stimmt, und die Heftigkeit der Triebe und Leidenschaften mildert, so macht er auch das Herz für moralische Empfindungen und Neigungen empfänglich.

§. 375.

2) Da ferner die Erhöhung und Verfeinerung der Empfänglichkeit der Seele an einer Seite sich überhaupt auf sie ausbreitet, und ihre ganze Empfänglichkeit vergrößert, so kann auch ein feiner empfindlicher Geschmack die Feinheit des mo-

ralischen Gefühls vermehren, und die Empfindungen desselben verstärken. Ein Mensch von feinem Geschmack muß daher im Ganzen ein lebhafteres moralisches Gefühl haben, als eine Person von stumpfen Sinnen unter gleichen Umständen haben kann, und der Geschichte zufolge ist die Verfeinerung des Geschmacks immer mit der Verfeinerung der Sitten begleitet gewesen.

§. 376.

3) Dient der Geschmack insbesondere zur Schwächung solcher bösen Neigungen, die ihren Grund in schmeichelhaften reizenden Vorstellungen von dem Gegenstande derselben haben, indem er entweder die Vorstellungen von den mißfallenden Eigenschaften und Verhältnissen dieses Gegenstandes belebt, oder den Mangel reinerer und höherer Reitze an den Gegenständen unsittlicher Neigungen entdeckt.

§. 377.

4) Eben daher vermehrt auch der Geschmack die Beweggründe zur Tugend bey solchen Gegenständen, die beyde den Geschmack und das moralische Gefühl vergnügen oder beleidigen; so wie er überhaupt durch die Empfindungen der Har-

monie Proportion und Ordnung das Gemüth zu den Empfindungen des Moralisch-Schönen aufgelegt macht, und die guten Sitten wo nicht um ihrer innern Güte doch um ihres äussern Anstandes willen anhält.

§. 378.

5) Da endlich der gute Geschmack Kenntniß des menschlichen Herzens und ein Gleichgewicht unter den verschiedenen aesthetischen Empfindungen des Schönen und Anmuthigen, Rührenden und Pathetischen, Großen und Erhabenen, Lächerlichen und Scherzhaften voraussezt, so muß er auch seiner Natur nach das Gleichgewicht unter den moralischen Empfindungen und Neigungen begünstigen, die moralische Schwärmerey verhindern, und der Tugend selbst die Grundfarbe der Heiterkeit und Gefälligkeit mittheilen können.

§. 379.

Obgleich nun die Ausbildung des Geschmacks ihrer Natur nach auf die Erhöhung und Verfeinerung des sittlichen Gefühls wirkt, und damit die Tugend befördert, und eben deswegen auch zu den vornehmsten Mitteln der Kultur ge-

hört; so folgt doch hieraus keineswegs, daß der Geschmack an sich den Menschen wirklich tugendhaft mache: denn 1) kommen vielerley Ursachen zusammen den sittlichen Charakter der Menschen zu bilden; 2) kann das Studium der schönen Wissenschaften mehr in aesthetischer als in moralischer Hinsicht getrieben werden; 3) ist es überhaupt leichter die Erkenntnißkräfte zu üben und selbst das aesthetische und moralische Gefühl zu verfeinern, als den Willen zu tugendhaften Handlungen zu bestimmen; 4) erfordert die Bildung zur Tugend ihre eigene Grundsätze und praktische Uebungen, und mächtigere Antriebe und Gegenmittel gegen gewisse tiefer liegende verkehrte Neigungen, als der Geschmack gewähren kann.

§. 380.

Aus den bisherigen Bemerkungen erhellet von selbst, daß der Geschmack auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten und die Tugend haben müsse, wenn er eine verkehrte Bildung erhält, folglich schlechter Geschmack ist. Erfahrung und Geschichte lehren jedoch, daß der schlechte Geschmack oft von schlechten Sitten herkommt,

und nicht die alleinige Ursache der Verderbniß der Sitten ist.

§. 381.

Der Geschmack wird schlecht, und die Belustigung der schönen Künste und Wissenschaften verderblich; wenn man die untern Kräfte der Seele zum Nachtheil der höhern und edlern stärkt, oder an den unrechten Gegenständen übt, und zu falschen Wirkungen verstimmt; — welches nicht nur auf den Geist und das Herz, sondern auch auf den Körper und auf den ganzen Zustand eines Menschen einen mannigfaltigen schädlichen Einfluß hat.

S. Plato de Republ. L. III. Ed. Bip. Vol. IV. p. 286 — 95. Mehrere hieher gehörige Stellen kommen noch in andern Büchern der Platonischen Republik, besonders in dem Werke von den Gesetzen, vor — Aristoteles de Republ. L. VII. C. XV. L. VIII. C. III. V. VI. — Plutarchus de Musica. — Examen Causarum cur Studia liberalium artium inprimisque Poeseos a Philosophis veteribus nonnullis aut neglecta aut impugnata fuerint. Aut. C. D C. Beck. Lips. 1785. 4. — (Man könnte ein sehr interessantes Buch über diese Materie schreiben, wenn man nur Plato's und Aristoteles Gedanken davon commentiren, und den Einfluß der verschiedenen philos. Secten unter den Griechen, und besonders unter den Römern auf die schönen Wissenschaften aus einander setzen wollte.) — Gerard Versuch

über den Geschmack. III. Th. — Samuel Hall Versuch eines Beweises, daß der Geschmack an den Schönheiten der Natur und der Künste keinen günstigen Einfluß auf den sittlichen Charakter habe; — in den physik. und philos. Abh. der Gesellschaft der Wiss. zu Manchester. I. Th. Leipz. 1788. (Mehr paradox als erheblich!) — Des Rapports que les Belles-Lettres & les Sciences ont entr'elles. Par M. de la Nauze — Sur l'utilité des Belles-Lettres & sur les inconveniens du gout exclusiv pour la Geometrie & Physique. — Beide Abh. stehen in den Memoires de l'Acad. Roy. des Inscriptions &c. T. XIII. XVI. — De l'influence des Belles-Lettres sur la Phisophie, par M. Bitaubé; in den Mem. de l'Acad. Roy. des Scienc. a Berlin. Anée 1767 — Aus Veranlassung der Rousseauischen Declamationen gegen das Schauspiel sind einige Abh. zur Vertheidigung der schönen Wiss. zu Mantua und Palermo 1771. im Druck erschienen, die mir aber nicht zu Gesicht gekommen sind. — Gellert vom Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz; in seinen Werken. — Schlegels Abh. von der Nothwendigkeit, den Geschmack zu bilden, in dessen übersetztem Batteux. II. Th. — Heyne de elegantiorum artium ac studiorum usu & fructu ad discipl. acad. publicam Oratio, in dessen Opusc. acad. Vol. I. — Von dem Einfluße des guten Geschmacks auf die Religion. 1768. 8. — Vom guten Geschmack in der Philosophie, von Hirschfeld. Lübeck. 1770. — Herder über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften, in den Abhandlungen der bayerischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissensch. I. B. München. 1781. 8.

XXV.

II. Von den Beförderungsmitteln des Geschmacks. Lectüre. Uebung.

§. 382.

Je grösser der Werth des guten Geschmacks ist, je leichter er mißleitet werden kann, und je nachtheiliger der Einfluß des schlechten Geschmacks auf Geist und Herz ist, desto mehr muß für die Bildung und Beförderung desselben gesorgt werden.

§. 383.

Der Geschmack einzelner Menschen und ganzer Völker wird theils unmittelbar, durch Lectüre, Uebung in der Kunst, Erziehung, theils mittelbar durch politische Anstalten befördert.

§. 384.

Die Werke der redenden Künste werden entweder durch's Gehör empfunden, oder gelesen. Jenes belebt, erhebt und entflammt den Geist, dieses klärt ihn mehr auf, und läßt ihm mehr Zeit und Freyheit ein richtiges Urtheil zu fällen. Beym Anhören eines Werkes der Kunst wird man leicht durch den Beyfall der Menge verführt,

oder verwechselt das Kunststück mit dem Vortrag oder mit der Aufführung desselben; beym Lesen ist man frey, ohne Affekt, und kann manches wiederholen.

§. 385.

Da die Bildung des Geschmacks ein Geschäfte ist, das mit aller Sorgfalt getrieben werden muß, so dürfen die Werke der Kunst nicht blos des Zeitvertreibes oder Zerstreuung halber gelesen werden, und es kommt bey der Lectüre hauptsächlich darauf an, **was in welcher Ordnung und wie man ließt.**

§. 386.

Anfangs müssen nur die besten und correktesten Werke gelesen werden, damit man sich frühzeitig an das wahre Schöne gewöhne, und zum richtigen Geschmack einen sichern Grund lege. Correkte, aber mittelmässige Werke sind zur anfänglichen Bildung des Geschmacks weit geschickter, als vortreflichere aber minder correkte Werke; denn je grösser die Schönheiten eines Werkes sind, desto mehr werden die Fehler desselben verdunkelt, und zulezt wohl gar vermittelst der Ideenadsociation zu Schönheiten erhoben.

§. 387.

Sodann muß man von dem Leichten zum Schweren, von den kleinern Gattungen der Kunst zu den höhern nach und nach fortgehen, und sich nicht zu lange mit einerley Sache beschäftigen, sondern den Geist durch Abwechslung erfrischen.

§. 388.

Endlich muß man in einer dem Werke angemessenen Gemüthsstimmung lesen, die Ideen und Empfindungen des Schriftstellers auf einen Augenblick zu den seinigen machen, in so fern sie nicht Vernunft und Sittlichkeit beleidigen, und selbst zur Täuschung helfen, mit Aufmerksamkeit lesen, und nicht eher in der Lectüre fortfahren, als bis man alles richtig gefaßt hat, und gute Schriftsteller überhaupt zu wiederholten malen vornehmen.

§. 389.

Wenn man nun durch aufmerksame wiederholte Lectüre ein Werk im Ganzen gefaßt und empfunden hat, so ist es Zeit auch dem Grund seiner Empfindungen nachzuspüren, und die Kunst des Schriftstellers kennen zu lernen. In dieser Rücksicht muß man sich mit dem Zweck und dem

Charakter der besondern Gattung des Kunstwerkes bekannt machen, und die Richtigkeit der Gedanken, die Wahl der Wörter Bilder und Redensarten, die Art ihrer Verbindung und Zusammensetzung in einzelnen Sätzen und ganzen Perioden, den richtigen Gebrauch der Figuren, die schickliche Anwendung des Mechanischen, die innere Einrichtung oder die Uebereinstimmung der Mittel zum Zweck, die Mannigfaltigkeit und Einheit im Styl und Ton näher untersuchen. Die Schönheiten einzelner poetischer Stellen werden besonders durch ihre Auflösung in Prose deutlicher wahrgenommen.

§. 390.

Alle diese verschiedene Uebungen in der Kunst zu lesen müssen unter der Anführung eines verständigen Lehrmeisters so lange fortgesezt werden, bis man die Fertigkeit erhält, alle Eigenschaften, worauf die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Werkes der Kunst sich gründet, schon während dem Lesen vollständig und mit einem Blicke zu fassen, und biß sich in der Seele richtige Ideen oder Modelle vom Schönen formiren,

worauf

worauf sich in der Folge alle unsere Urtheile über Werke des Geschmacks beziehen müssen.

§. 391.

Ein vorzügliches Hülfsmittel dem Geschmack durch Lectüre einen höhern Grad der Feinheit und Genauigkeit zu verschaffen ist insbesondere dieses: daß man die Veränderungen studirt, welche die Meister der Kunst mit ihren eigenen oder auch mit fremden Werken vorgenommen haben; und daß man Gegenstände von einerley Art, oder verschiedene Bearbeitungen einerley Gegenstände von verschiedenen Genies vergleicht.

§. 392.

Bey der Vergleichung mehrerer einerley Gegenstand bearbeitender Genies muß man jedoch die Gattungen unterscheiden, und jeden nach seiner Gattung und Absicht beurtheilen; so wie man auch nicht aus jeder Aehnlichkeit, die sich bey zween Schriftstellern findet, oder auch aus einerley Ausdrücken sofort schliessen darf, daß einer den andern nachgeahmt habe. *

* S. Hurd vierte Abh. von den Kennzeichen der Nachahmung. II. B.

§. 393.

Da alle schönen Künste bey aller Verschiedenheit dennoch in vielen Stücken mit einander übereinkommen, und jede Kunst die andere in ihren Ausschweifungen und Verirrungen zurechtweisen kann; da ferner oft mehrere Künste zu einer gemeinschaftlichen Wirkung verbunden werden; so gehört auch das Studium mehrerer Künste zu den Mitteln, den Geschmack allgemeiner und sicher zu machen.

§. 394.

Endlich muß man mit dem Studium der Kunst auch das Studium der Kritik (I. Th. §. 113.) verbinden, und seinen Scharfsinn durch die Beobachtungen derjenigen unterstützen, die sich durch eine ächte Feinheit des Geschmacks in der Beurtheilung der Kunstwerke auszeichnen.

§. 395.

Das zweyte Hauptmittel zur Beförderung des Geschmacks ist selbsteigene **Uebung** im Schreiben, wobey man zuerst seine Sprache gründlich studiren und sein Gehör verfeinern, sodann in gehöriger Ordnung die andere Seelenkräfte ausbilden, und sich durch besondere Uebungsstücke in

den verschiedenen Theilen der Kunst vervollkommnen muß. Man übt sich in der Sprache und Kunst durch **Uebersetzungen**, **eigene Ausarbeitungen** und **Nachahmung**.

§. 396.

Uebersetzungen aus fremden Sprachen lehren uns in unserer eigenen Sprache genauer und feiner denken und empfinden, und den Reichthum und die Biegsamkeit unserer eigenen Sprache kennen. Wenn Uebersetzungen Nutzen stiften sollen, so muß man nicht zu frey, und besonders solche Werke oder Stellen aus Werken übersetzen, wo nicht so wohl die Sachen selbst, als die Wahl und Stellung der Wörter und die Art des Ausdrucks den Eindruck hervorbringen; sich nach dem Genie seiner eigenen Sprache richten, und nicht eher zu übersetzen anfangen, als biß man seinem Styl eine gewisse Festigkeit und Eigenthümlichkeit ertheilt hat.

§. 397.

Ferner muß man sich fleissig im Schreiben üben, und sich zu seinen **Ausarbeitungen** solche Materien wählen, die man gründlich versteht. In dieser Rücksicht ist es besonders für Anfänger

sehr nützlich, daß sie Stellen aus einheimischen guten Schriftstellern mit andern Worten zu geben suchen, wodurch sie diese Schriftsteller noch besser kennen und aufmerksamer lesen lernen; daß sie ganze Stellen oder auch kleinere Aufsätze guter Schriftsteller mehrmals mit Bedacht lesen, die Haupt- und Nebenideen herausziehen, den Schriftsteller weglegen, die Hauptidee selbst einkleiden und vortragen, und alsdann ihren Aufsatz mit dem Muster vergleichen; und daß man endlich einerley Gegenstand in verschiedener Schreibart und Manier bearbeite; — wodurch die Begriffe der Kunst bestimmter werden und sich tiefer einprägen, und der Styl die gehörige Eigenthümlichkeit und Festigkeit erhält.

§. 398.

Endlich gehört auch die **Nachahmung** zu den nothwendigen und wirksamsten Mitteln den Geschmack und das Kunstgenie zu bilden; wodurch man nicht nur einen Reichthum an Gedanken, Bildern, Ausdrücken und Wendungen erhält und die Art zu componiren lernt, sondern auch die Erfindungskraft erweitert, und die Originalität in den Gedanken und in der Composition

befördert. (I. Th. §. 112.) Die Nachahmung ausländischer Schriftsteller ist überhaupt auch für die schöne Litteratur einer ganzen Nation insofern vortheilhaft, daß sie die Summe ihrer Ideen und Kenntnisse vermehrt, ihre Sprache bereichert und vervollkommnet, eine grosse Mannigfaltigkeit der Geistesproducte erzeugt, und eben dadurch den eingeschränkten und einseitigen Geschmack verhindert.

§. 399.

Die Nachahmung ist entweder eine allgemeine oder eine besondere, je nachdem man sich in der Ausübung an mehrere, oder an ein einziges bestimmtes Muster hält, dessen besondere Art und Manier die Gegenstände zu fassen, die Ideen zu verbinden, und auszudrücken man nachahmt. Die leztere Art der Nachahmung kann eben so originell und so verdienstlich seyn, als die erstere, je nachdem man sich an ein vortreffliches Muster hält, sich den Geist des nachgeahmten Schriftstellers ganz zueignet, und denselben wohl gar übertrifft.

§. 400.

Man kann ferner fremde Muster in Bezie-

hung auf einzelne Gedanken und Bilder ꝛc. verschiedentlich nachahmen, und benutzen: entweder daß man schlechtweg Gedanken, Bilder ꝛc. aus fremden Sprachwerken genau in die seinige überträgt, und dem Ton des Ganzen anpaßt; welches kein Plagiat ist, und zur Verzierung eines Werkes gereicht, wenn es nicht zu oft vorkommt, und sich nicht auf einen und ebendenselben Schriftsteller bezieht: oder daß man fremde Gedanken und Bilder nach dem jedesmaligen Zweck des Werkes abändert und umformt, und zuweilen verschönert; oder daß man fremde Muster blos als Veranlassung zu eigenen Gedanken und Bilder gebraucht, welches die höchste Stufe der freyen und verständigen Nachahmung ist.

§. 401.

Wenn man andere nicht blos nachäffen, oder sie ängstlich und sclavisch kopiren, sondern frey und verständig nachahmen soll, so kommt es hauptsächlich darauf an, **wen**, **was** und **wie** man nachahmt.

§. 402.

Zuerst muß man sich gute Schriftsteller so wohl unter den Neuern, als unter den Alten zu

Mustern wählen, damit man sich das Gute und Schöne von vielen vor Augen stellen, sich in allen Theilen der Kunst vervollkommnen, sich einen allgemeinen Geschmack erwerben, und die seinem Genie angemessene Gattung der Kunst mit glücklichem Erfolge bearbeiten kann.

§. 403.

Es ist ferner, besonders für Genies vom zweyten und dritten Range, sehr nüzlich, nicht nur die Muster, sondern auch die Nachahmer der Muster zu studieren: denn die leztere geben bestimmtere Anweisung, wie man die Muster nachahmen solle.

§. 404.

Zweytens muß man nur dasjenige nachahmen, was seinem Genie angemessen ist, weil man sonst unausbleiblich widrig unnatürlich und affectirt wird. Es giebt gewisse Eigenheiten der Manier, besonders in launigten Werken, die ganz in dem eigenthümlichen Charakter des Schriftstellers gegründet sind, und nicht nachgeahmt werden können. Noch vielweniger darf man blos das Ausserwesentliche, die Nebenwerke, die Besonder-

heiten, oder gar die Fehler des fremden Musters zur Nachahmung wählen.

§. 405.

Um gut nachahmen zu können, muß man drittens die Nachahmung nicht zum Zweck, sondern zum Mittel machen, und das Muster zu übertreffen suchen, weil man ihm sonst nicht einmal gleich kommt.

§. 406.

Die Regeln der guten Nachahmung sind: 1) daß man die Grundsätze erforscht und prüft, nach welchen die Meister, welche man sich zum Muster wählt, ihre Werke verfertiget haben, und über der Nachahmung nicht der grossen Muster der Natur vergißt; 2) daß man eher nicht in einer fremden Manier schreibt, als bis man dieselbe unvermerkt angenommen, und sich den Geist des Originals durch langes und vertrautes Studium ganz zu eigen gemacht hat; 3) daß man endlich in Gedanken, Bildern, Gemählden, Gefühlen, Ausdrücken und in der ganzen Wortstellung sich nach dem äussern und innern Zustand und Charakter seiner Nation und seines Zeitalters, und nach dem Genie seiner Sprache richtet; worinn eigent-

lich das nationale Kolorit und die wahre Volksmässigkeit des Dichters besteht.

S. Quintil. Inst. L. X. C. I. II. — Abhandlungen über die Preißfrage von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack. Berlin, 1788. 8.

§. 407.

Endlich gehört auch der **Umgang** mit Leuten von feinem gebildeten Geschmack und gutem Ton zu den Mitteln den Geschmack zu bilden, und ist dem Schriftsteller zur glücklichen Bearbeitung gewisser Gattungen der Kunst so gar unentbehrlich.

XXVI.

Grundsätze zur Bildung des Geschmacks in Schulen.

§. 408.

Da die schönen Wissenschaften für alle Stände und Geschäfte des menschlichen Lebens und zu den wichtigsten Kulturmitteln gehören; da ferner die sinnliche Erkenntniß der abstracten vorangeht, und das Herz durch Empfindungen des Guten und Schönen zu den Lehren der Tugend und Weisheit vorbereitet werden muß; und da endlich der Geschmack ohne frühzeitige Kultur sich entweder gar

nicht entwickelt, oder leicht verwildert und eine falsche für die ganze Bestimmung des Menschen nachtheilige Richtung bekommt; so erhellet die Nothwendigkeit von selbst, den Geschmack in einer gewissen Allgemeinheit und mit Sorgfalt schon in den Schulen zu bilden.

S. Plato de Legibus Dial. II. p. 60-68. de Republ. Dial. II. p. 246. Ed. Bip.

§. 409.

Zuerst muß die Lesung und Erklärung guter einheimischer Schriftsteller und der Unterricht in der Muttersprache den Anfang machen, und das Studium der Alten nachfolgen, und nicht zu voreilig getrieben werden.

§. 410.

Sodann muß man mit der Lesung und Erklärung der Schriftsteller auch Kenntniß der Regeln und Ausarbeitungen verbinden, wobey man aber in der Wahl der Materien und in der ganzen Methode sich beständig nach den Fähigkeiten der Schüler in den untern, mittlern und höhern Klassen richten, und vom Leichten zum Schweren allmählig fortgehen muß.

§. 411.

Bey der ersten Lectüre müssen lauter gute, correcte, weder zu trockene noch zu blühende, für das Knabenalter faßliche und interessante, aber nicht kindische und läppische, Schriftsteller zum Grund gelegt, und noch besonders solche Werke gewählt werden, die sich durch Wohlklang, leichten Numerus und prosodische Richtigkeit auszeichnen. Hieher gehören besonders Fabeln, Lieder, Beschreibungen sinnlicher Gegenstände ꝛc. Nach und nach kann man zu schwerern und grössern Werken fortgehen, und auch minder correcte und selbst fehlerhafte Werke zur Schärfung des Geschmacks gebrauchen.

§. 412.

Bey der Erklärung und Zergliederung einzelner Stellen und ganzer Werke muß man immer zuerst den Sinn und den ganzen Inhalt derselben erklären und erzählen, ehe man die Schönheiten des Vortrags entwickelt, nur wenig grammatische und aesthetische Bemerkungen anbringen, und den Unterschied der Dichtersprache von der gemeinen durch prosaische Uebersetzung mehr fühlbar zu

machen, als sogleich nach allen Theilen auseinander zu setzen suchen. Späterhin kann man junge Leute immer tiefer in die Geheimnisse der Sprache und der Kunst einführen, und in den obersten Klassen auch auf die innere Schönheiten und die ganze Oekonomie grösserer Werke aufmerksam machen.

§. 413.

Eine Hauptregel bey der Zergliederung poetischer Werke ist: daß man nicht zu sehr ins Kleine gehe, nicht in jedem Worte eine besondere Schönheit, einen besondern Nachdruck suche, und das Gemählde mehr im Ganzen, nicht zu nahe und nicht zu ferne, vor die Empfindung bringe.

§. 414.

Zur Bildung des Geschmacks junger Leute ist es ferner sehr nützlich, mehrere einerley Gegenstand behandelnde Schriftsteller mit einander zu vergleichen; (§. 392.) und sie ausgewählte Stellen auswendig lernen, und gehörig hersagen und vorlesen zu lassen.

§. 415.

Auch Grundsätze und Regeln gehören zu den nothwendigen Mitteln den Geschmack zu bilden, ob man gleich damit nicht den Anfang machen und zuerst nur die leichtern Vorschriften der Kunst bey schicklichen Gelegenheiten beybringen darf. Auch in der Folge muß der Vortrag der Regeln immer mit Beyspielen und Zergliederungen schöner Stellen begleitet werden, und sich nicht blos nach der strengen synthetischen Lehrart richten.

§. 416.

Endlich muß man bey der Erklärung poetischer Werke jungen Leuten den Unterschied zwischen der Schönheit der Schilderungen und der geschilderten Gegenstände, zwischen der poetischen und der wirklichen Welt, zwischen dem poetischen und prosaischen Styl bey jeder Gelegenheit einschärfen.

S. Plutarchus de audiendis Poetis.

§. 417.

Was die eigene Ausarbeitungen junger Leute in schriftlichen und mündlichen Aufsätzen anbelangt, wodurch sie sich Fertigkeit im richtigen

Denken und Reden erwerben sollen, so sind folgende Regeln hiebey zu beobachten: 1) muß man ihnen nur solche Materien zur Ausarbeitung vorlegen, die ihrer Fassungskraft vollkommen angemessen und ihnen zugleich interessant und nützlich sind; 2) muß man ihnen nach Maaßgabe ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten mehr oder weniger in der Ausführung der vorgelegten Materie beystehen, zuweilen sie ganz sich selbst überlassen; 3) muß man sie weder überzeitigen und mit strenger Vernunft behandeln, noch auch dnrch allzustrenge Correctur ihrer Arbeit verdrüßlich und muthlos machen.

§. 418.

Anfangs müssen die Aufsätze ganz sinnlichen Inhalts und kurz seyn, die jungen Leute alle mögliche Unterstützung von Seiten des Lehrers geniessen, und ihre Arbeiten nur wenig kritisirt, und desto mehr gelobt werden. Späterhin kann man schwerere Materien zur Ausarbeitung, besonders auch Auszüge aus historischen dogmatischen und rednerischen Werken, aufgeben, junge Leute in der Ausführung sich selbst mehr über-

lassen, und ihre Arbeiten strenger kritisiren, jedoch ohne ihre Imagination zu unterdrücken und ihren Muth zu schwächen.

§. 419.

Man kann diese Ausarbeitungen noch interessanter, nüzlicher und weniger beschämend für junge Leute dadurch machen, daß man die Materie dazu aus guten Schriftstellern nimmt, und hernach eine genaue Vergleichung anstellt.

§. 420.

Mit den prosaischen Ausarbeitungen müssen auch poetische Uebungen verbunden werden, obgleich der Schulunterricht eben so wenig darauf geht, Dichter als Redner zu bilden: denn dadurch wird nicht nur das Gefühl für dichterische Harmonie erhöht, und der Geschmack geschärft, sondern man lernt auch die Reitze der dichterischen Darstellung besser kennen und empfinden, und dem prosaischen Styl mehr Harmonie, Bestimmtheit, kraftvolle Kürze und Anmuth zu ertheilen.

S. Quintil. Inst. L. I. C. 8. 9. L. II. C. 5. 4. 6. 8. — Handbuch der Erziehung aus dem Engli-

schen des John Locke übersezt von Rudolphi; in der Allgem. Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. IX. B. §. 170 — 176. §. 189. — Gedanken über die beste Art die klassische Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. Berlin 1765. 8. (von Sulzer) — Schlegels Abh. von der frühzeitigen Bildung des Geschmackes, in dessen überseztem Batteux.

XXVII.

Politische Anstalten zur Beförderung des Geschmacks.

§. 421.

Da die schönen Künste und Wissenschaften zu den wichtigsten Mitteln der Kultur eines ganzen Volkes gehören, und die Ausbreitung und Verfeinerung des Geschmacks einen beträchtlichen Einfluß auch auf die mechanischen Künste und Werkzeuge des Luxus und des Handels hat; da ferner eine weise Gesetzgebung die Bürger des Staats in der Art und dem Maaße ihrer Vergnügungen nicht ganz sich selbst überlassen darf; und da endlich der Geschmack ohne Theilnehmung der Gesetzgebung leicht ausartet, und zu keiner Allgemeinheit und Sicherheit gelangen

langen kann; so muß die Ausbreitung und Bildung des Geschmacks durch besondere politische Anstalten befördert werden.

§. 422.

Ein anderes ist den Geschmack in den schönen Wissenschaften, ein anderes den Geschmack in den schönen Künsten befördern. Jenes ist ohnehin schon unter den Anstalten zur Beförderung der Kultur überhaupt begriffen, und erfordert also weniger Kosten; dieses sezt einen schon hinlänglich geordneten, gebildeten und gesicherten Staat voraus, und kann nicht überall und zu allen Zeiten Statt finden.

S. Beantwortung der Frage: wenn die rechte Zeit sey, da man der Verfeinerung der Künste in einem Staate durch Errichtung einer Akademie zu Hülfe kommen müsse? von Engel, in der Monatsschrift der Akademie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin. Erstes Stück. Januar. 1788.

§. 423.

Belohnungen der Künstler, und werkthätige **Aufsicht** über die öffentliche **Erziehung**, und besonders über die Schauspiele sind die vornehmsten und nächsten Mittel der Politik, den Geschmack in den schönen Wissenschaften zu befördern.

§. 424.

Zuerst müssen also gute Künstler mit Wahl und Unterscheidung und hinlänglich geschäzt und belohnt werden. Man kann junge Genies ermuntern, pflegen, und ihnen genug Muße zu

Arbeiten des Witzes und des Geschmackes übrig lassen, ohne sie deswegen den bürgerlichen Geschäften ganz zu entziehen, und einen beträchtlichen Nebenaufwand zu machen.

§. 425.

Sodann müssen gute Erziehungsanstalten zur Beförderung des Geschmacks getroffen, und eine genaue Aufsicht darüber geführt werden.

§. 426.

Endlich verdienen vornehmlich die Schauspiele um so mehr durch politische Anstalten unterstüzt und in Aufsicht genommen zu werden, je grösser ihr Einfluß auf die Bildung der Sitten und des Geschmacks eines ganzen Volkes ist, und je mehr sie mißbraucht werden können.

§. 427.

Eine weise Regierung wird in Beziehung auf die Schauspiele hauptsächlich folgende Anstalten treffen: 1) daß sie ein feststehendes Theater errichtet, und die Sitten und den Stand der Schauspieler durch ein ihren Talenten angemessenes bürgerliches Ansehen und gesichertes Einkommen veredelt, wodurch auch die dramatischen Dichter verbessert werden; 2) daß sie Männer von bewährten Sitten und gebildetem Geschmack zu Aufsehern über die Sittlichkeit des Theaters und über die gute Aufführung guter Stücke anstellt.

Ende des zweiten Theiles.

Verbesserung.

S. 130. Z. 1. statt gleich lese leicht.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX C1-2
IX,87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schott, Andreas Heinrich, 1758-1831

Andreas Heinrich Schott's Theorie der schönen Wissenschaften

Bd.: 2.

Tübingen 1790

L.eleg.g. 358-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574628-1
VD18 80434789-001